

8005/58

Hermann Stehr / Der Geigenmacher

Hermann Stehr

Der Geigenmacher

Eine Geschichte

1926

Horen-Verlag / Berlin-Grünwald

8005/58

PL 765

Von diesem Werk wurden 50 Exemplare auf Bütten
abgezogen und vom Verfasser beziffert und gezeichnet

135170
I

X-44531
135170 I

26. Hsigg. Zakerp.

30. 10. 58.

[3-] 21



Erstes bis drittes Tausend / Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1926 by Horen-Verlag, G. m. b. H., Berlin-
Grunewald / Einbandentwurf von Georg Alexander
Mathen-Leipzig / Druck von Hesse & Becker, Leipzig

ZBIORNIKA
Kolekcjonarskie
Zaburkownych

May Pinkeß,
dem großen Menschenfreund
und Sammler schlesischen Geistesgutes

Ein Mann strebte von Kindheit auf, weil es ihm schon im Leib der Mutter der Gesang der Vögel und das Lied der Sterne in hellen Mitternächten angetan hatte, danach, die tiefsten Klänge von Erde und Himmel zu erlauschen und so einzufangen, daß sie nicht mehr entweichen könnten, sondern hervortreten müßten, wann es ihn gelüstete, sie zu hören. Und so geriet er auf den Gedanken, ein Geigenbauer zu werden. Er wurde auch von dem damals lebenden größten Meister dieser göttlichen Kunst in die Lehre genommen und blieb so lange in achtsamstem Fleiß erst sein Lehrling und dann sein Geselle, wohl an sieben Jahre, daß ihn der Greis eines Tages bat, nun von ihm zu gehen, weil er weiter nichts mehr besäße, was er von ihm lernen könne. Aber es gebe des Himmlischen

und Röstlichen noch im Überfluß, was in dem Gottesgefäß einer Geige eingefangen werden könne. Allein, dem müsse er nun mutterselenalleine nachjagen, denn sein Höchstes könne der Mensch niemals von einem Menschen lernen, da müsse er, wie die Alten sagten, bei dem Herrgott selber in die Schule gehen, das heißt, ihn, den Meister, und alles erworbene Wissen hinter sich lassen und seine Geigen, wenn es ihn treibe, nicht mehr aus dem Holze, sondern aus dem eigenen Herzen nach dem Urbilde des Weltalls zu schneiden.

Der Mann, als der Greis so zu ihm gesprochen hatte, wurde betrübt. Doch fühlte er, daß die Zeit nun wirklich für ihn gekommen sei, in die Pfadlosigkeit hinauszugehen, ließ alle Geigen, die seither aus seinen Händen hervorgegangen waren, bei dem Meister an der Wand hängen, küßte dem ergriffenen, weißhaarigen Mann noch einmal auf der Schwelle die Stirn und ging dann rüstig davon, den Abhang hinunter; denn das Haus des Meisters lag auf einem Hügel, und als er das kleine Tälchen durchschritten und auf

der Höhe des gegenüberliegenden Hügels vor dem Betreten eines großen Waldes sich noch einmal nach dem Hause zurückwandte, in dem er sieben lange Jahre seiner tiefsten Sehnsucht getreu gedient hatte, lag eben das stille Licht eines roten Abends über der einsamen Klausen des alten Meisters, der noch immer unter der Thür stand und seinem davonwandernden Jünger mit den Augen und mit dem Herzen folgte. Aber der Ausdruck seines Gesichtes war nicht mehr zu erkennen, sondern der Abscheidende sah nur seinen weißen Scheitel wie ein rötliches Wölkchen im Schatten der Thüröffnung blühen. Das nahm er als eine gute Verheißung, winkte noch ein letztes Mal herzlich hinüber und betrat langen Schrittes den Wald.

Nun begann für den Mann eine schwere Zeit. Denn bisher hatte er nur nötig gehabt, das Genügen seines Meisters zu erreichen, und wenn er auch seinem eigenen Willen und Ahnen nachgegangen war, so stammte seine eigene höchste Erwartung immer im tiefsten doch aus dem Geiste des Meisters und nahm von da her sich die Form seines Ausdruckes, ohne daß er es gewußt hatte. Jetzt aber lag sein Wollen wie ein fesselloses Brausen in ihm, sein Herz spielte alle Lieder der Erde auf einmal und die Welt sang mit allen Registern so auf ihn ein, daß er nur durch die Erinnerung an die Kunst des Meisters etwas aus der Überfülle, die auf ihn eindrang, in seine Arbeit retten konnte. Und nach langen Wochen und Monaten, wenn er wieder eine neue Geige aus dem toten

Holze zum Leben erweckt hatte, tönte eigentlich nur die Seele des meisterlichen Greises in ihrem Klange. Wie Erde, Himmel und er selbst in seinem Herzen klangen, davon hörte er nur ein schwaches Echo in dem Liede seines Instrumentes.

Die Menschen aber, wenn die Geigen seiner Werkstatt zu singen anfangen, lobten seine Kunst über die Maßen und meinten, er habe nicht nur seinen Meister erreicht, sondern außer dessen großem Wohl laut schwebe noch ein räthselhaftes Etwas aus den Geigen seiner Hand, das bald wie Engelsüße, bald wie uranfängliches Brausen schwinde, jedenfalls wie ein Hauch aus dem Jenseits klinge und der Musik Bachs, Beethovens und Mozarts eine noch nie gehörte Verklärung verleihe.

Je mehr sie ihn jedoch auf diese Weise lobten, um so mehr verdüsterte sich sein Gemüt, weil er trotz des heißesten Ringens das, wie Erde, Himmel und er selbst in seinem Herzen klangen, nur gleich einem schwachen fernen Echo seinen Geigen einzuhauchen vermochte, nicht sie bis zum letzten geheimsten Win-

fel ihrer allbebenden Brust damit zu erfüllen, so daß kein anderer Klang darin Platz habe.

Obwohl er so sehr darunter litt, daß er stets wie jagend schlief und wie ein Ersticken-der jagte, weil halbes Lob schwerer zu tragen ist als ganze Schande, verzagte er dennoch nicht in seinem Herzen, sondern beschloß, die Erde durchzuprobieren, um den Weg zu finden, auf dem er die volle Frucht seiner und der Seele von Himmel und Erde gestalten könnte. Und er ging zu den Fürsten und Reichen, schritt in ihren hohen, kostbaren Schloßzimmern, saß an den überladenen Tafeln, spiegelte seine Freude in ihren Weinen und pflegte seiner Träume in seidenen Daunenbetten, und als er alles, was er hier erfahren hatte, in eine Geige hineinbaute, erschraf er, denn von dem Sauche seiner Seele und dem Laut von Erde und Himmel war nichts mehr zu spüren in ihren Tönen und auch der Wohlklang seines Meisters lebte nur noch wie zerbrochen in ihnen. Da zerschlug er sie, vergrub die Scherben in die Erde und ging davon. Und nun beschritt er die Irrbahn des

Lebens, wie die unzähligen Ungenügsamen vor ihm, die der Wahn befallen hat, der Wald sei mehr als ein Baum, der Strom mehr als ein Tropfen, und Baum und Tropfen nur ihr eigenes Sinnbild, und horchte im Schoß schöner Frauen auf sein Herz und den Klang von Erde und Himmel; lauschte in dem Dome der Frommen darauf, verlor sich mit den Weisen der Wissenschaft in den Abgründen der Wesen und Zeiten. Aber dort war entweder das Blühen ohne Blume oder die Blume ohne Blühen, der Klang ohne Form oder die Form ohne Klingen. In der Luft der Wissenden aber ging eine Geige aus seiner Hand hervor, die war wie ein Stummer, der sich umsonst müht, zu sprechen. Und jede seiner mißlungenen Geigen zerschlug er und grub ihre Scherben in die Erde. Daher kam es, daß ihm alles Land, das er strebend und ringend durchwandert war, zum Friedhof wurde, denn wo sein Fuß gestanden, sein Haupt geruht hatte, lagen Hoffnungen begraben und Träume verscharrt.

Und endlich hatte er alles in die Geigen gebaut, was je in seinem Herzen geklungen, und alles war mit ihnen zerstört, zu Scherben geschlagen und verscharrt worden. Sein Leben lag hinter ihm, alles Wissen, alle Frömmigkeit, alle Weisheit, alles, alles, und mochte er in die Welt sehen, sie war ohne Raum und Zeit, und wenn er in sich hineinsah, so war es ebenso ohne Ding, ohne Raum und Zeit, und noch das Bewußtsein seiner selbst war ihm entschwunden. Da ging er in seinen Wald, den einen Ort, wo niemand hinkam, nahm Wohnung in einer Hütte und begann, diese Raum- und Zeitlosigkeit, diese Wesenlosigkeit der Welt und seiner selbst in eine Geige zu bannen, etwas, das nichts und alles zugleich ist, und ruhte nicht eher, bis er das Tönen, das hinter jedem Ton wohnte, in ihre Brust gefangen hatte. Als er mit dem Werk ans Ende gekommen war, kehrte er in die Welt zurück, legte die Geige in die Hand eines großen Künstlers und bat ihn, er möchte auf ihr vor den Menschen spielen. Der trat im größten Saale der größten Stadt vor die

Menschen und ließ aus ihr die Melodien Bachs, Beethovens und Mozarts erstehen. Da wurden alle, die es hörten, wie entgeistet. Erde, Welt, Himmel und sie selbst noch verschwanden aus ihnen. Sie wußten von Geburt und Leben und Tod nichts mehr, und als der Künstler zu spielen aufgehört hatte, kamen die Menschen langsam wieder zu sich und wußten nicht, was ihnen geschehen war, standen erschüttert auf und gingen nach Hause. Allein sie waren von diesem Schlaf der Ewigkeit noch lange umfangen und fanden eine ganze Zeit nicht in das kleine Wachsein des Daseins zurück. Die Straße, auf der jeder nach Hause ging, war keine Straße, die Stadt keine Stadt, der Staat, in dem sie lebten, kein Staat. Zwischen Mensch und Tier fanden sie keinen Unterschied. Pflanzen sangen mit ihren Blumen wie Vögel und diese waren wie gebundene Falter. Die Blätterkronen der Bäume sausten und brausten gleich Vögelschwärmen. Das Blut in den Adern ihres Körpers und das Wasser der Bäche strömte als Gleiches in gleichem

Rhythmus. Im Schlag ihres Herzens hörten sie denselben Takt, nach dem Sonne, Mond und Sterne durchs Weltall tanzten. Ferne und Nähe war nicht mehr zu unterscheiden. Zorn und Neid und alle Leidenschaften hatten sie vergessen und selbst die Liebe, die aus dem Geschlecht steigt, war versunken. Die Klammern des Lebens hatten sich gelöst, sie standen jenseits alles Leidens, und alles Glückes. Worte, wie Eigenthum und Besitz, Fremde und Heimat, Kind, Eltern und Geliebte, hatten ihren Sinn verloren. Jeder ging in ein anderes Haus, schlief in einem anderen Bett und wußte nicht, daß es so war. Und weil sie wohl in die Ewigkeit getaucht, doch noch als erdlebendig nicht ganz in ihr untergegangen, der Erinnerung an ihren früheren Zustand nicht ganz entrückt waren, empfanden sie, wie das Erwachen in den Wahnschlaf ihres alten Lebens zunahm, fühlten die neue Art immer peinvoller und wollten von der Musik aus der Geige nichts mehr wissen, die nach dem Maße des Unausprechlichen gebaut worden war, aus dem das

Weltall immerfort entsteht, wie das Wort aus einem Munde hervorgeht.

Ja, selbst der Künstler, der diese seltene zauberhafte Geige des neuen Meisters gespielt hatte und der am längsten von der Entrückung in dem außerordentlichen Zustand gefangen worden war, fiel zuletzt ab, schüttelte nach dem Erwachen in seine alte Menschenart mit verwunderter, staunender Mißbilligung den Kopf und legte das Instrument in die Hand seines Erbauers zurück, indem er erklärte, es nie mehr bis in seinen Tod hinein zu berühren. „Denn diese Geige, Meister, merke es dir,“ sprach er, „gehört nicht unter das Rinn eines Menschen, soll ihm nicht alles abhanden kommen, was er sein nennt.“ Dann verließ er ihn mit schnellen Schritten, als fliehe er vor einer großen Gefahr.

Da stand nun der Meister allein im Saale, sah dem Davongehenden nach und murmelte: „Na, nicht alles verlieren, mein Lieber, sondern alles besitzen. Aber freilich, wer alles besitzt, hat wohl alles verloren. Freilich,

freilich.“ Und er wog die Geige liebevoll in seinen Händen und betrachtete in versunkener Zärtlichkeit das Wunder ihrer Formen.

„Nein, nein. Ich habe sie nicht gemacht, bestimmt nicht. Ich nicht, sondern der andere in mir, dessen vergänglicher Schatten ich nur bin. Gott hat sie gemacht, und nur ein Gott darf auf ihr spielen. Komm, komm, meine liebe Geige, ich trage dich dahin, wo du zur Welt gekommen bist,“ sagte er wie im Traume, wickelte sie sorgsam in ein seidenes Tüchlein, legte sie behutsam in den Kasten, verließ den Saal und die Stadt und wanderte so lange, bis er in dem Walde die Hütte wieder fand, die ihm sein Mäzen überlassen hatte. Dort schloß er sie sorgsam in einen Schrank, dann streckte er sich auf sein Lager aus, denn er war von der Aufregung und der langen Wanderung müde zum Umsinken. kaum daß er sich niedergelegt hatte, so fiel nicht etwa der Schlaf wie ein starker Mann über ihn, sondern sein ganzes Leben zog an ihm vorüber von dem Abend, da er den greisen Lehrer

verlassen hatte, und über alle Bunttheit und Enttäuschung seiner langen Versuchs- und Ringerjahre, bis er in diesem Walde geendet und die Geige gefunden hatte, welche die Erfüllung seiner kühnsten Sünchte und doch auch noch eine Enttäuschung bedeutete. Denn, da sie Welt, Erde und Menschen auflöste, konnte es doch noch nicht die richtige Geige sein, die die Menschen brauchten, eine, die sie rein erhob, ohne sie zu zerstören. Und wie er das zu Ende gesonnen hatte, hielt er die Unwesenheit der Geige in seiner Hütte nicht mehr aus, schloß den Schrank auf, nahm sie aus dem Kasten und hing sie mitten in dem Wald an eine riesige Fichte.

„Da mag sie Gott selber spielen, aus dem und für den ich sie gemacht habe,“ sagte er, ging in seine Hütte zurück, legte sich nieder und war bald eingeschlafen.

Nicht lange, so bewegte sich sein Geist mitten in den lebhaftesten Träumen, die voll der göttlichsten Heiterkeit und zugleich voll tiefsten Leides sein mußten, denn während sein Gesicht in der seligsten Freude glänzte,

quollen endlos die Tränen unter seinen geschlossenen Lidern hervor und liefen über seine geröteten Wangen hinab auf sein Kissen.

Und als er sich nach Stunden vom Schlafe erhob, war er von dieser Zwiespältigkeit seines Innern, die er aus seinem Leben mit in den Traum genommen hatte, so erschöpft, so aus den Gelenken seines Gemüthes gerissen, daß er sich verstört in seiner Hütte umsah und nicht wußte, wo er in sich und in der Welt sei.

Er saß auf seinem Bett, ließ die Beine herunterhängen, hatte die Ellenbogen auf die Knie und seinen Kopf in die Hände gestützt, und wollte er sich erheben, hatte er wieder Lust auf sein Lager zu sinken, und neigte er sich müde dem Schlafe zu, wurde er versucht, aufzustehen und davonzugehen.

„Was soll ich tun?“ seufzte er schwermüthig. „In meinem ganzen Leben hätte ich nicht geglaubt, daß Erfüllungen gar so schwer zu tragen sind.“ Es war aber hoher Sommer,

da sich alles das zutrug. Die Thür seines Zimmers stand weit auf, und wenn er seinen Kopf aus der Versunkenheit der Trauer auf Augenblicke hob, konnte er in den tiefen Wald sehen, der um seine Hütte stand und nach vorn und hinten, und nach allen Seiten kein Ende zu haben schien. Die Luft rührte sich nicht. Der heiße Mittag stand regungslos im Walde und kümmerte sich um die Lichtfetzen nicht, die umherlagen und flimmerten, und die Bäume hatten auf ihre Schatten gar nicht mehr acht, die sich lang hinstreckten und ganz schwarz waren vor Müdigkeit. Über den Wipfeln, in unendlicher Höhe, summt es manchmal geisterhaft. Das rührte von den Gipfeln der Berge her, die durch die Stitze einander zuriefen. Und jedesmal, wenn das traumleise Gespräch dieser Erdriesen aufklang, erwachte der Bach, glückste schlaftrunken einige Wellen über die Steine und ein Säher riß den Kopf unter den Flügeln hervor und schrie messerschrill auf. Dann aber schlief der ganze unendliche Wald wieder so tief und es war so unsagbar still, daß man

sogar das Stehen der alten Bäume wie ein hauchschwaches Brausen hörte. „Die ganze Welt wird noch auseinanderfallen, wenn ich hier sitzen bleibe,“ sagte der Meister, sprang auf, schüttelte sich das Haar aus der Stirn, trat vor seine Hütte und dehnte sich, aufatmend, in den Schultern. Dann schritt er quer durch den Wald auf die alte Fichte zu, an die er seine Geige aufgehangen hatte, und dachte, wenn alles eben aus dem Leime gehen müsse, sei es das beste, sich mit der Geige vollends hinter alle Welt zu spielen. Vielleicht bleibe er einmal dort ganz hängen und so hätte alle Not für immer ein Ende. Also ergriff er die Geige, setzte sich am Stamm nieder und war nach ein paar Strichen davongefahren über alle Berge und in allen Lüften verwunschen, und wußte nicht mehr, sei er ein Wasser, ein Baum, ein Berg, ein Vogel oder der Himmel selber, der im Begreifenwollen seiner Unendlichkeit diese selbst zu seiner Unergründlichkeit, seiner unendlichen Schönheit macht, wie das die Aufgabe der weisen Menschen ist.

Geradeso erging es dem Meister, und wenn er sich nach dem Geigenspiel erhob, um die Geige wieder an die Fichte zu hängen, so war er so weit in die Raum- und Zeitlosigkeit seines Wesens geführt, daß er das Herausfangen nach dem Aft der Fichte so empfand, als lange er mit seinen Armen über alle Baumwipfel des Waldes hinaus und hänge die Geige in den Schimmer des Himmels hinein.

Er saß am Ufer des Baches, der neben seiner Hütte vorüberfloß, und erlebte das Rauschen der Wellen, als sei es das Fließen des Blutes in seinen Adern.

Als er aber aus dieser Davongeführtheit durch den Ton seiner Geige wieder klar auftauchte und wußte, ich bin in dem und dem Walde, tagetief in der Abgeschlossenheit, von

allen Wohnungen der Menschen entfernt, überkam ihn plötzlich nach so langer Askese in unvorstellbaren Träumen eine leidenschaftliche Sehnsucht nach einem Gesicht, nach dem Blick in den Augen eines Menschen, nach dem Laut eines menschlichen Mundes, als ein so schmerzvoll-glückhaftes Brennen in seiner Brust, daß er wie mit Peitschen getrieben an den Rand des Waldes lief, um an der bestimmten Stelle die Frau zu erwarten, die ihm immer die Nahrung heranbrachte.

Seine letzte Verwandlung hatte begonnen, ohne daß er es ahnte.

Weit drüben im Felde sah er das Dorf mit seinen Dächern und dem Kirchenturm im Sonnendunste, als stehe alles nicht angewachsen auf der Erde, sondern fahre langsam, aber unaufhaltsam einem unbestimmten fernen Ziele zu, und da sich endlich die Frau näherte, daß er ihren von der Bürde gebeugten Kopf über den Ährenfeldern heranrücken sah, drängte sein Herz unruhig gegen seine Brust wie ein gefangener Vogel, der sich aus dem Käfig befreien will. Und während er dann

stand und der unter ihrer Last gebückten Frau entgegensah, verwandelte sich diese merkwürdige Unruhe seines Herzens in ein Klingen seines Innern, daß Himmel und Erde und noch er selbst darin enthalten war, dergestalt, daß bisher noch unerschlossene, selige Tiefen seines Wesens zu tönen begannen und das so unbeschreiblich schön, als sei das einzige Rotkehlchen Gott des Vaters in ihm selber und singe ein verklärtes Engelslied. Doch verschwand dieser Klang so schnell und geheimnisvoll, wie er gekommen war, etwa gleich dem Hauch einer fern vorüberstreichenden Melodie einer Windharfe. Wie kommt es doch, sann der glücklichst bestürzte Geigenmacher, daß mir durch diese alte Frau ein Zipfelchen der Ahnung von der Erfüllung meiner kühnsten Hoffnung beschert wird, nach der ich vergeblich gerungen und jahrelang die ganze Welt durchsucht habe, durch diese alte Frau, die ich doch in der langen Zeit so oft gesehen habe, ohne daß je etwas anderes als Runzeln, ein verdrückter Leib und ein dumpfer, beschränkter Geist zu mir ge-

sprochen hätte? Und da sie nun neben ihm hielt, den Korb am gelösten Seil über ihren Rücken langsam zur Erde gleiten ließ und sich dann mit dem Stöhnen der Erleichterung aufrichtete, drang der Mann mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit aller Sinne auf sie ein, um herauszubringen, was an dem verblühten Weibe denn heut Geheimnisvolles aufgewacht sei. Indem er sie so aufmerksam betrachtete, geschah das Wunder auch an diesem einfachen Weibe aus dem Volke, das überalternden Frauen mit reiner Vergangenheit so oft aufgeht, bis sie zuletzt im hohen Greisenalter ganz von ihm durchleuchtet und verklärt werden: der Glanz und Schimmer ihrer längst entschwundenen Jugend blüht wieder aus ihnen. Dieses Wunder begann um die arme Frau zu schimmern. Ihr Bund Haare sah nicht mehr aus wie ein Schober regenverwaschenen, gebleichten Grases auf der Waldblöße, sondern hatte den weißgoldenen Glimmer reifer Jugendblondheit, drängte sich ungebärdig aus dem verschobenen Kopftuch und kräufelte sich wie ein

verklärter Aufstrach um eine hohe reine Stirn, deren Falten aussahen wie das Gewölk zu großen Glückes. Die blauen Augen strahlten aus reiner, nie entweihter Tiefe und hatten doch die Klarheit und das unerschrockene Wissen im Blick, seltene Schönheiten, die die Augen der Kinder schmückt und die Maler den Augen und dem Gesicht der Madonnen verleihen. Ihre Bewegungen waren voll des Feuers und der Scham der Jungfrau, enthüllten Geheimnisse ihres Geschlechtes und verbargen sich durch sie so, daß das Herz des Künstlers bald stockte, bald leidenschaftlich schlug und dann den Kopf ganz trunken machte. Was er sah, begriff er nicht, was er hörte, beseligte ihn, ohne daß er wußte, wie das zuging, kurz, den Geigenmacher erfüllt ein Rausch, eine Verzücung, die er noch nie in seinem Leben erfahren hatte. Indessen sprach und gestikulirte das Weib leidenschaftlich und immer leidenschaftlicher, das Weib, das er als alternde Frau seit langem kannte und das ihm heut durch eine Verwandlung zauberhaft und fremd erschien, von

der er nicht entscheiden konnte, rühre das aus dem Geheimnis ihres Wesens oder nur aus dem Traum seines einsamen Innern.

Endlich war die alternde Frau mit ihrer Erzählung zu Ende. Ihre Augen verdunkelten sich, ihr Gesicht legte sich in Falten des Grams und eines großen Schmerzes und sie frug den Künstler, ob er alles tun wolle, worum sie ihn gebeten habe, und da der Mann vor dem unerforschlichen Rausch seines Innern um den Sinn ihrer Worte gekommen war, das arme Weib aber durch das Eingeständnis seiner Uchelosigkeit nicht tränken wollte, versprach er, ganz ihren Bitten gemäß zu handeln und schlug zur Bekräftigung seines Versprechens in ihre dargebotene harte Hand ein, ohne zu wissen, woran er sich band. Daraufhin nahm die Frau einen Zipfel ihrer Schürze herauf, trocknete sich die Tränen aus den Augen und begann die mitgebrachte Tracht aus dem Korbe zu räumen und auf den Boden zu legen. Unter dem herzlichsten Dank für die überreiche Bezahlung schied sie dann von ihm und ver-

suchte am Ende gar seine Hand zu erhaschen, um sie zu küssen. Voll Schrecken entriß der Geigenmacher ihr die Rechte, denn er hätte vor Scham laut aufschreien müssen, wenn durch diese That der Unterwürfigkeit das Weib den himmlischen Schleier um ihre Gestalt zerrissen und sein Herz um die hohe Röstlichkeit gebracht hätte, die auf geheimnisvolle Weise von ihr herrührte. Er war sogar einige Schritte zurückgetreten und hatte betroffen den Kopf zur Erde gesenkt. Als er das Gesicht wieder hob, war die Frau schon eine gute Strecke davongewandert und stand eben im Begriff, aus dem Walde in das freie Feld hinauszutreten. Da quoll in dem Künstler das Gefühl seiner vollkommenen Einsamkeit das erstemal so heftig auf, daß er versucht war, ihr nachzustürzen und sie am Davongehen zu hindern. Weil er sich aber durch das heiligste Selbstversprechen gebunden hatte, nicht eher die unendliche Waldstube zu verlassen, bis ihm die Erfüllung seines höchsten Künstlerwillens gelungen wäre, riß er sich gewaltsam zurück. Allein seine Sehnsucht

nach der Fortdauer der geschenkten tiefsten Inbrunst seines Wesens war so stark, daß er leidenschaftlich, fast wie in Qual aufschrie, und als drauffhin die Frau in ihrem rüstigen Schreiten sich nach ihm umdrehte und betrosfen zurückschaute, rief er ihr zu: „Auf baldiges Wiedersehen, Mutter, und daß es nicht zu lange dauert.“ Als Antwort schüttelte sie erst den Kopf und bewegte ihn dann in so beglücktem Bejahen, daß sie noch beide Arme zu Hilfe nehmen mußte, um ihre Einwilligung recht deutlich zum Ausdruck zu bringen. Diese Gebärde des Einverständnisses mit seinem Wunsch ging in frohes Winken über, und so verschwand sie auf dem sich senkenden Wege im hohen Licht des Mittags, der die Fülle himmlischer Verklärtheit immer so innig auf die Erde bringt, daß sie mehr aussieht wie ein entrückter Traum des Sonnenfeuers, denn als der Wohnort unseres leiblichen Lebens.

*

*

*

Und während dann der Geigenmacher die Vorräte, die ihm das Weib gebracht

hatte, in seine Hütte trug, blieb das Bild leidenschaftlich in ihm, das um die davongehende Botenfrau zuletzt geblüht hatte. Nein, es nahm noch zu, ja breitete sich aus. Und bald sah er die ganze Welt rund um sich gleich einem heißen, flammenden Traum bunt und entrückt zittern. Der tageweite Wald aber, in dem er sich einsiedlerisch verborgen hatte, schrumpfte in seiner Empfindung zusammen, schien kleiner und kleiner zu werden und kam ihm zuletzt nur wie ein Schattenmantel vor, der um ihn hing. Diese unbegreifliche Unruhe seiner Überwachheit, die ihn auflöste und zugleich in alle Welterweiterte, bedrängte ihn bis in den tiefen Abend hinein so, daß er zuletzt sich ganz abgeschlagen und matt wie von langem Lauf fühlte, auf seine Ruhebank fiel, unter die Decke kroch und in den Schlaf flüchtete. Aber auch der Traum führte ihn endlos durch diese Wirbel seines aufgeschauelten Wesens, von denen er kein Bild in seinem Gedächtnis behielt, daß er beim Aufwachen sich ratlos frug, in welcher Beziehung diese Zerstörung zu seiner Kunst stehe, die

Musik von Himmel und Erde und noch das Lied aller Menschen in einer Geige einzufangen. Doch er fand nicht, was er suchte. Ja, wie es oft vorkommt, daß in einem leidenschaftsbeseffenen Menschen, ohne daß er es gewahr wird, die rasende Bewegung seines Innern sich den Gliedern seines Leibes mitteilt und er zu laufen anfängt, während er nur noch zu denken meint, so erging es auch unserem Geigenmacher. Er fand sich plötzlich tief im Walde vor dem Rande eines felsigen Absturzes zu einem brausenden Wildbach stehend. Sein Herz hämmerte leidenschaftlich bis in seinen Hals hinauf, der Schweiß rann ihm über das Gesicht, seine Haare hingen wirr um seine Stirn, die Beine bebten ihm von wahnsinnigem Lauf und seine Augen sahen erschrocken und spürend in dem Wald umher, das zu entdecken, dem er auf diese unbegreifliche Weise nachgejagt war. Aber nichts war zu sehen. Die Baumriesen nur rührten traumhaft ihre hohen Kronen, der Wildbach kochte seine weißen Schäume um die Felsbrocken und das Waldesdunkel spann

und spielte unhörbar mit seinen blauen Schleiern zwischen den übermoosten Stämmen.

Der Künstler setzte sich ratlos ins Beerkraut und lächelte spöttisch bei dem Gedanken, was wohl sein Wohltäter, der Graf, für ein Gesicht machen würde, fände er ihn hier gleich einem ausgebrochenen Irren und nicht in der Pirschhütte, die er ihm zum stillen, einsamen Ausreifen seiner hohen Kunst überlassen hatte. Und der Geigenmacher erschauerte bis in seine Seele hinein, wenn dieses sein letztes Wagnis nicht im Sieg, sondern im Wahn enden sollte, wie seine tausend Irrwege durch die Welt in die Unvollkommenheit sich verlaufen hatten.

Doch als er seinen Kopf aus diesem grauen Versinken in Befürchtungen hob, um diesen Dunst der Zaghastigkeit im Ermannen abzuschütteln, sah er im blauen Dämmer zwischen fernen Stämmen die Umrisse eines weiblichen Körpers geheimnisvoll aufblühen, eines Mädchenleibes in seiner süßesten, göttlichen Unschuld, so unwirklich und deutlich

zugleich, daß er nicht entscheiden konnte, sei ein unbewußter Traum aus ihm getreten, oder schicke sich ein Spuk an, über ihn Gewalt zu gewinnen. Aus knospenden Hüften stieg in der edelsten, geradezu engelhaften Linie der Oberkörper in eben erwachende weibliche Fülle. Schultern, fast knabenhaft schmal, ein langer dünner Hals wie ein Lilienstiel und ein kleines Köpfchen in einem duftigen Wirbelspiel goldener, zerblasener Locken. Dieses Gebilde tauchte in der Rückenansicht vor ihm auf, als flüchte das Traumbild vor ihm, und zugleich hörte er einen Klang von solch überwältigender Schönheit und Tiefe, er konnte nicht sagen, in sich aufstehen und auf ihn eindringen, als stamme er aus der Harmonie des ganzen Weltalls. Und kaum, daß dem Geigenmacher dieses geschah, befand er sich im nächsten Augenblicke schon wieder auf der Jagd nach dem Unbegreiflichen, das ihn am Morgen aus der Hütte gelockt hatte, und sprang mit der Sicherheit eines Nachtwandlers durch das Geflüst des felsigen Absturzes, setzte im Fluge auf den

glatten Steinen über den Wildbach und war bald durch das Felsgewirr des gegenüberliegenden Ufersturzes auf dem ebenen Waldboden der anderen Seite im vollen Lauf nach der räthselhaften Erscheinung, die immer auftauchte und immer erlosch, wie der geheimnisvolle Klang ertönte und verhauchte, daß bald die Welt eine einzige tönende Glocke, bald ein lautloses Grab zu sein schien.

So oder ähnliches widerfuhr ihm nun fast alle Tage.

Und wenn er, oft in der Nacht, sich von der langen Irrjagd wieder in seine Hütte heimgelunden hatte, wußte der bis ins Verschwinden der klaren Bewußtheit Abgekehrte nicht, habe ihn das Bild seiner zukünftigen Geige oder die Sehnsucht seiner Männlichkeit genarrt. Dieses ringende Rasen entweder nach dem Paradies seiner höchsten Bildnerkunst oder dem Verlangen seines aufgewühlten Herzens dauerte Tag um Tag, und seine Erschöpfungen erholten sich in immer neuen Explosionen seines Verlangens. Er erschrak auf den unermüdlichen Waldstreife-

reien oft vor schräg durch das Dunkel dringenden Lichtstrahlen, weil sie ihn an hereingewehte Strähne blonden Frauenhaares erinnerten und fuhr aus dunkler, heißer Innengebanntheit beim Anblick von Sonnenflecken auf, die weiß abgezirkelt und atmend, gleich jungen Brüsten, aus dem dämmernden Moos tauchten. Und nur als ein Mensch unserer entgötterten Zeit verfiel er nicht der alten Verückung, von Dryaden und Sylphen geneckt und umschwärmt zu sein.

Doch wie die Wellen der irdischen Gewässer nicht stehen bleiben können, sondern von der Bewegung ihres eigenen Gewichtes weitergedrängt werden, so kennen die Ströme des verborgenen Menscheninnern kein Verweilen. Sie werden von der geheimnisvollen Gewalt, die wir Schicksal nennen, weiter, dem Ziele näher getrieben, das in der Art unseres Wesens begründet ist. An einem Morgen fand sich unser Geigenmacher vollständig angekleidet vor seinem Bett liegen, die Kleider beschmutzt und zerrissen von langer Wanderung, todmüde, aber doch auch im

Innern entlastet, heiter, ohne Fröhlichkeit, klar, ohne Grund, fest, ohne bewußte Sicherheit, ja wie ein gespannter Bogen mit aufgelegtem Pfeil, und die Töne, die er im Anblick seiner alten Botenfrau während des Zustandes ihrer unbegreiflichen Verwandlung durch seinen Traum das erstemal gehört hatte, waren wieder da, nicht mehr draußen, sondern in ihm, doch nicht hörbar, auch dem innern Ohr nicht, nur zu vernehmen durch den Rhythmus und Takt ihrer Bewegung, wie etwa ein Baum im Pulsen seiner arbeitenden Säfte bis in all seine Blätter erbebt. Aber niemand nimmt das wahr, als er selbst.

Da merkte der Geigenmacher, daß das Rätsel, in dem er seit langen Tagen so über die Mäßen absonderlich bewegt worden war, höher, bis nahe an seine Enthüllung und Erfüllung gestiegen sei, und machte sich auf, seine letzte Geige zu suchen, um vielleicht durch ihren Ton vollends in den Zauberkreis seiner höchsten Vollendung geführt zu werden.

Er ließ die Thür seiner Hütte offen stehen

und machte sich in wohlgemuter Begierde auf den bekannten Weg zu der hohen Fichte, an deren einem Zweig er sie aufgehängt hatte. Allein, wie er so im Gang an den bekannten Büschen, Bäumen und Steinen vorüberzukommen glaubte, und schon meinte, sie hängen zu sehen, wurde ihm mit jedem Schritt klarer, daß er im Wachsein den Weg gehe, den er schlafwandelnd diese Nacht zurückgelegt hatte. Er windet sich durch Unterholz, klettert über durcheinandergefallene Stämme, zweifelt an der Richtigkeit seiner Annahme, wird aber hier durch einen Eindruck seines Fußes im weichen Boden, dort durch einen Stoffseßen seiner Kleider an den Dornen eines Gestrüpps belehrt, daß er wirklich im Banne des gewaltthätigen Nachttraumes seine letzte Geige von der hohen Fichte geholt und davongetragen habe.

Am Ende mußte er vor einem tiefen, steilen Tobel haltmachen. Und es blieb ihm nichts übrig, als auf das durcheinanderkochende Wasser unter und die hohen, himmelstillen Bäume vor und über sich zu sehen, um her-

auszubekommen, auf welche Weise ihm sein letztes Instrument abhanden gekommen war. Entweder, er hatte es auf Befehl des Traumgeistes in das Gefels des Tobels geschleudert und das Wasser hatte die Scherben schon wer weiß wohin fortgespült, oder er hatte die Geige in die Kronen der Bäume hinaufgeworfen. Vielleicht war sie dort von einem Sturm der Höhe erfaßt worden und klingend in den Lüften verschwunden. Mit spöttischem Lächeln kostete er den Nachgeschmack seiner phantastischen Verstiegenheit und äffte sogar in der Einbildung die Hingabe nach, mit der er wohl dem tönenden Davonfahren seiner Geige im Traume gelauscht haben mochte.

Und während er der doppelten Musik des brausenden Tobels unter und des himmelstillen Getöns der regungslos versunkenen Bäume über sich lauschte, fand sich wirklich, wie von überirdischer Macht hineingehaucht, der Ton einer Stimme dazu, der aber, aus der Ferne aufklingend und wieder verschwindend, nach ihm zu rufen schien. Soviel Liebreiz und

Wohllaut und zugleich soviel kindhaftes Bangen waren in dem Klang, daß der Geigenmacher sich ebenso tief in die reine Engelschöne der Stimme sog, wie sein Herz von dem Beben darin erschüttert wurde, das offenbar nach Hilfe verlangte.

Nachdem er einige Schritte der Neugier in der Richtung getan hatte, aus der die Stimme kam, glaubte er nun wirklich, seinen Namen rufen zu hören. Deswegen beschleunigte er seinen Gang, bis er einsah, daß eine Täuschung ausgeschlossen sei. Ein weibliches Wesen mußte sich in dem großen Walde verirrt haben und rief nach ihm. „Herr Geigenmacher! Herr Geigenmacher!“ klang es immer leiser, immer mutloser durch den stillen Wald. Aber warum rief es nach ihm, nicht nach dem Förster? Und da der Gerufene dem Ort, von dem aus die Stimme laut wurde, immer näher kam, merkte er, daß er sich auf dem Rückwege zu seiner Schutzhütte befinde, und beschleunigte seinen Lauf. Er hielt auch nicht inne, als bald darauf das Rufen ganz aufhörte. In ihm klang die

Stimme als Wegweiser weiter, bis er bei seiner Hütte angekommen war. Da sah er zu seinem Erstaunen ein vollkommen fremdes Mädchen auf der Schwelle seiner offenen Thür sitzen. Sie war in großer Müdigkeit zusammengesunken. Der auffallend kleine Kopf auf einem schlanken, schönen Hals in tiefem Schlaf auf die Brust geneigt, das Kopftuch nach hinten geschoben, daß das weißblonde gelockte, wie Wind zerblasene Haar über die Stirn fiel. Die geöffnete Jacke war im Begriff, ihr von den schmalen Schultern zu rutschen. Aber die rechte Hand hielt sie krampfhaft zusammengerafft, so als sei die Fremde im Drange der kindhaften Scham, ihre Blöße zu bedecken, vom Schlafe überrascht worden, daß nur der Ansatz eben erwachender Fülle der Brust zu sehen war. Das eine der schlanken, muskulösen Beine heraufgezogen, das andere lang und lässig hingestreckt, saß dies Wesen von 15 bis 16 Jahren, mit bäuerlichen Kleidern angetan, in einer so reizenden Haltung da, wie Maler die schlafende Unschuld darzustellen pflegen. Und

wie der Geigenmacher mit verzücften Künst-
leraugen die Schönheit dieses Mädchenkin-
des in sich trank und vor Bewunderung zu
keiner Bewegung fähig war, erwachten nicht
nur Bilder in seiner Phantasie, die seit Ta-
gen ihn im Walde umhergehezt hatten, son-
dern auch jener Jugendschmerz um seine alte
Botenfrau stieg in seine Erinnerung, der ihn
so ergriffen, in eine so unerklärliche Wesens-
und Lebensunruhe geführt hatte, daß er, um
in diesem Schäumen überhaupt halbwegs
bei Sinnen zu bleiben, die Überzeugung in
sich aufgerichtet hatte, es führe ihn auf den
Weg zu seiner letzten Künstlerfüllung. Je-
doch, wozu fand sich dann dieses Mädchen
zu ihm, das vielleicht auf der Flucht war,
oder, nur von dem Wege eines Geschäftszu-
ganges abgekommen, sich hierher verirrt hatte
und das durch nichts anderes so anziehend
erschien, als durch diese Mischung von Un-
vollkommenheit und Schönheit. Allein kaum
hatte der Geigenbauer dies gesonnen, so be-
nebelte ihn von innen schon wieder der Wir-
bel huschend greller Bilder fliehender Mäd-

chenkörper, engelhaft schön und auch wieder nur wie die traumhaften Umriffe einer Geige aussehend, und er war schon versucht, die Schläferin wachzurütteln, damit er durch einen Blick in ihr Gesicht von all dem Zwielichtschwanken erlöst werde. Denn so geheimnisvoll auch jedes Menschengesicht sein mag, irgendwie grenzt es durch sein Anderssein uns innerlich deutlicher ab. Aber das Atmenwogen dieser kleinen unentweiheten Brüste war zu schön, die Linie zu bezaubernd, in der der schlanke Hals aus den Schultern wuchs. Und die Gedanken an die Sonnenstrahlen, die wie Büschel blonder Haare in das Waldesdunkel hereingeweht waren, und die Sonnenflecken, die wie atmende, weiße Brüstlein aus dem Moose getaucht waren, daß man meinen konnte, unter der grünen Decke liege eine verwunschene Schöne; dieses bunte Wogen kam wieder über den Geigenmacher und er zauderte abermals, das Mädchen zu wecken und den zauberhaften Zustand knabenhaft seliger Traumtrunkenheit zu verscheuchen. Warum auch sollte er so begierig nach einem

vielleicht banalen Gesicht sein, das ihn wieder in die Not verzweifelten Künstlerringens zurückstieß! Geräuschlos trat er zurück und ließ sich auf einen Baumstumpf nieder, um den Schlaf seines räthselhaften Gastes weiter zu hüten.

Wie er dann hin und wieder um sich schaute und an dem Gewirr der Fußspuren in dem weichen, geebneten Boden um die Hütte die Unruhe und Ratlosigkeit erkannte, von der das Mädchen umhergetrieben worden war, bis vollkommene Erschöpfung sie auf die Türschwelle gedrückt hatte, sah er nach einer Seite die Fußindrücke sich in den Wald verlieren. Er stand auf und merkte nun, daß es nicht hinausgewendete, sondern hereinlaufende Spuren waren, die ihm die Richtung wiesen, von welcher die Fremde den Wald betreten hatte. Mein Gott, er brauchte nicht lange der Schnur der Fußmale zu folgen, um einzusehen, daß das Mädchen von der Gegend her gekommen war, aus der seine alte Botenfrau die wenigen Lebensbedürfnisse immer für ihn herbeischleppte. Raum,

daß er das klar erkannt hatte, zerriß der Rauschnebel, durch den hindurch er den letzten Besuch der alten Botenfrau erlebt hatte, und er erinnerte sich deutlich ihrer langen Auseinandersetzungen, die damals wegen seiner verzückten Sinne nicht ins Bewußtsein gedrungen waren. Nicht nur das, er hörte sogar in seiner gereinigten Erinnerung den Klang ihrer oftmals schmerzlich überstürzten Worte, daß sie wegen der Krankheit ihrer Sohnesfrau auf eine Zeit, wie lange wisse sie nicht, werde verreisen müssen, um die junge Mutter von den schweren Nachwehen ihrer ersten Geburt wieder in die Gesundheit hineinzupflegen und den beginnenden kleinen Wohlstand des jungen Paares vor dem Untergang zu bewahren. Sie lasse ihre jüngste Tochter in dem kleinen Beihaus des Bauern zurück und bitte ihn nicht nur, dem Mädchen an ihrer Stelle die Besorgungen weiter zu überlassen, sondern ihr auch bei Nöten und Unannehmlichkeiten als Berater, und sollte es sein, als Helfer beizuspringen. Denn soviel sie beobachtet habe,

stelle der Sohn des Bauern ihrer Tochter nach.

Im Neuerleben dieser Erinnerung war der Geigenmacher bis an den Rand des Waldes auf jener Stelle angekommen, wo er mit der Botenfrau die letzte Zusammenkunft gehabt hatte, und er sah in tiefen Gedanken zwischen den letzten Hochstämmen in die Ebene hinaus, über der sich die Abendröthe zu entzünden begann, daß das weite Land einem unübersehbaren Strom glich, der mit feuerrauchendem Wogen ins Unendliche zog.

„Glänzt mein Leben nicht auch von einem Schimmer wider, der aus dem Himmel stammt?“ fragte sich der Geigenmacher voll glückhafter Verwunderung und war plötzlich wieder von dem Wogen zauberhafter Töne, lockender Bilder und unfasßbarer Gedanken umgeben, als sei er nicht mehr der hundertmal von sich und der Welt Enttäuschte, und sein Herz sang in diesen seligen Wirbel wie in der frühen Jugend, wo das Größte und Höchste uns erreichbar dünkt, weil es in uns wahr und wirklich ist.

Als unser Geigenmacher wieder bei seiner Hütte anlangte, sanken eben die letzten Streiflichter der schwindenden Abendröte durch die Wipfel und das Mädchen saß in dem blassen Goldlicht wie eine himmlische Erscheinung, zwar noch immer schlafend, aber doch schon in der beginnenden Lebensunruhe, die dem Zerreißen des letzten Traumes vorauszugehen pflegt. Sie mühte sich, das ausgestreckte Bein heraufzuziehen, löste den Griff der Hand, die ihre Jacke über der halben Blöße zusammenhielt, und krampfte ihn wieder fester; sie versuchte, den auf die Brust gesunkenen Kopf zu heben, und wenn er, noch traumhaft schwer, sich wieder auf die Brust neigte, stieß sie jedesmal einen hauchleisen Seufzer aus, der klang wie der Ton einer aufgehängten edlen Geige, wenn sie

von einem schwachen Windhauch angestoßen wird.

Endlich erwachte sie, hob tiefaufatmend den Kopf, schaute betroffen um sich und gewahrte jetzt den Geigenmacher, der erwartungsvoll etwas entfernt zwischen den Stämmen stand und sie betrachtete. Raum, daß der Blick des Mädchens den zerrissenen, über und über beschmutzten Manngetroffen hatte, erbleichte sie und griff nach dem gefüllten Rucksack, der von ihrem Rock bedeckt gewesen war, wohl in der Furcht, der vor ihr stehende Mann sei ein Vagabund und könne es auf die Sachen abgesehen haben, die sie für den Geigenmacher hergetragen hatte. Als sie aber alles unversehrt fand, wandte sie ihr Gesicht wieder dem Unbekannten zu, der noch immer, ohne sich zu rühren, auf seinem Platz zwischen den Stämmen stand und jetzt beglückt und schalkhaft über ihre Verdutztheit lächelte. Da wurde sie über und über rot, sprang auf, wandte sich ab und brachte ihre Jacke in Ordnung. Als sie sich wieder umdrehte, stand der Geigenmacher

kaum drei Schritte entfernt vor ihr und redete liebenswürdig auf sie ein, sich nicht zu fürchten. Denn er sei kein Räuber, wie sie wohl meine, sondern der, zu dem sie von ihrer Mutter geschickt worden sei. Seit Tagen habe er sie im Walde gesucht und nicht gefunden, bis er diese Nacht im Traume umhergeirrt sei, daß er sich so zugerichtet habe, wie sie ihn sehe. Nur durch ihre Rufe sei es ihm gelungen, wieder zu seiner Hütte zurückzufinden, und nun solle sie nicht glauben, daß er, wie der Sohn des Bauern, gesonnen sei, ihr nachzustellen. In seiner Hütte werde ihr nichts geschehen. Bei ihm sei sie sicherer als in ihrem Hause daheim.

Während der Geigenmacher dies sprach, lachte und weinte das Mädchen in einem, und stockte er im Reden, blieb ihr der Altem wie in furchtsamer Erwartung vor etwas Schlimmem stehen, denn die Güte und Liebe eines Fremden war ihr so überraschend, daß es sie beklommen machte. Allein der Geigenmacher ließ nicht nach, dies scheue Herz sich zu erschließen. Ja, ohne es zu wissen, ver-

wandelten sich im Anschauen ihres eigenartig schönen Gesichtes die Worte seiner Treuherzigkeit in eine förmliche Huldigung, dergestalt, daß am Ende seiner Erklärungen das liebe Kind dem Bangen noch tiefer verfiel und ratlos mit gesenkten, tränenden Wimpern da stand.

„Wie heißt du denn eigentlich, mein Kind?“ fragte der Geigenmacher, um sie aus dem Versinken aufzuscheuchen. Allein, anstatt zu antworten, neigte sie ihren Kopf noch mehr und bewegte ihn in schüchternem Verneinen. „Nun, so will ich dich Schönlein nennen,“ sagte er und hob zart ihr Gesicht am Rinn zu sich herauf. Da öffnete sie die Lider und blickte ihn mit ihren großen, grünblauen Augen an, in denen selige Furcht und das erwachende Licht eines liebereifen Herzens durcheinanderspielten, daß man auch für zaghaften Dank und schrankenloses Vertrauen halten konnte, was auf dem Grunde ihrer Augen wogte.

So sah sie ihn tief an, vermochte aber immer noch nicht zu sprechen.

Da faßte der Geigenmacher sie an den Schultern und rüttelte an ihr: „Wenn du mir deinen Namen jetzt nicht gleich sagst, dann heißt du wirklich Schönlein! Verstanden? — Ja?“ „Ja,“ hauchte sie verwirrt.

„Ja, also Schönlein!“ rief er fröhlich. „Nein . . . ja, ja, freilich ja . . .“ stotterte sie einwilligend durcheinander und sich aus seinen Händen windend, trat sie zur Seite und atmete tief auf.

Dann bat sie, die mitgebrachten Sachen auspacken und nach Hause gehen zu dürfen, bückte sich auch schon entschlossen zu dem gefüllten Rucksack und begann seine Schnüre zu lösen.

Über des Geigenmachers Gesicht huschte ein schalkhaftes Glänzen, weil er die Art des weiblichen Herzens kannte, das hundertmal nein sagt, um das Ja ihres Innern zu verschweigen, und er war ihr beim Aus- und Einräumen der mitgebrachten Versorgung behilflich. Indessen war es so dunkel geworden, daß ein Licht angezündet werden mußte, und immer noch galt es, dies und das anders

zu ordnen. Endlich lag und hing alles in der primitiven Küche wie es sein mußte und der Geigenmacher trat mit ihr in gut gespielter Sachlichkeit an den Tisch des kleinen Wohnraumes, der außer dem Feldbett, zwei hölzernen Stühlen, einem Schrank und der langen Werkbank nichts enthielt. Dort begannen beide zu rechnen, und weil die letzte, von der Mutter hergebrachte Tracht, wie der Meister behauptete, noch nicht bezahlt war und von dem Geigenmacher da und dort schalkhaft gemarktet wurde, zog sich das Geschäft lange genug hin, daß das Schönlein doch merkte, wo der Geigenmacher hinauswolle, aufsprang und Miene machte, ohne Geld davonzurennen. Nur mit Mühe war sie zurückzuhalten, um das Geld in Empfang zu nehmen, das er in einem so großen Schein hinlegte, daß die Bestürzte nicht herauszugeben vermochte und nur nach eindringlichster Überredung dazugebracht werden konnte, den überschießenden Betrag als Vorausbezahlung der künftigen Lieferung einstweilen zu behalten.

Dann war alles fertig. Das Schönlein schulterte entschlossen den Rucksack und knüpfte sich das Kopftuch fest. Als sie vor die Hütte traten, war es vollkommen finster geworden, kein Stern zu sehen, und in den Kronen der Bäume wühlte ein mürrischer, verdrossener Wind. Der Geigenmacher hatte des Mädchens Arm genommen, und als er die sackschwarze Finsternis sah und das Schönlein deswegen am ganzen Leibe beben fühlte, konnte er sich vor lauter Freude nicht mehr halten und sang einen unbändig glücklichen Jauchzer in die Nacht hinaus.

Denn in diesem Rabenwetter konnte das kindhafte Mädchen auf keinen Fall nach Hause kommen. Doch zu seinem Verwundern überwand sie nicht nur die Furcht sehr schnell, sondern ließ sogar seinen Arm fahren und schritt sicher vor ihm auf dem Steiglein weiter. Auch als der verdrossene Wind sich dann und wann bis nahe an eine sturmhafte Wut erbohte, mäßigte sie ihre Schritte nicht und war manchmal dem Geigenmacher so weit voraus, daß er nur in der Einbildung das

Rücken ihrer zarten Schultern, ihren langschenkelfigen leichten Gang, den schönen Hals mit dem forttauzenden kleinen Köpfchen gleich einem Traumbild sehen konnte, mit dem versunkenes Wachsein sich manchmal überrascht.

Als sie auf diese Weise bis nahe an den Rand des Waldes gekommen waren, hörten sie, wie der Wind sich draußen im Freien, in der Ebene, benahm. Ohne Atem zu schöpfen, fuhr er wie mit tausend drahtenen Besen übers Land, und dem Geigenmacher war es, als finge er manchmal in ungeschlachtetem Behagen zu diesem tollen Geschäft und brülle zum Überfluß hin und wieder dazwischen wüßt auf, um sich immer aufs neue in dem Toben anzufeuern. Auch dem Schönlein mußte dies verrückte Getu des Nachtwindes aufgefallen sein. Er hörte sie wie angeschossen stehen bleiben und dann flüchtend zu ihm zurück-eilen. Als sie bei ihm angekommen war, packte sie, schutzsuchend, heftig seinen Arm und fragte mit ausgehendem Atem: „Hörst du ihn, Geigenmacher, hörst du ihn singen? — Und jetzt schreit er gar wieder, der schreck-

liche Kerl! Ich hab' ihm doch gesagt, daß ich meiner Mutter nachfahre und bin auf einem weiten Umwege über das nächste Dorf in den Wald zu dir gekommen. — Ich weiß nicht, wie er es fertig gebracht hat, mir nicht zu glauben! — Nun kommt er und brüllt dies dumme abscheuliche Lied, das ich so hasse und schreit . . . und sucht mich . . . und . . . so hör' doch, Geigenmacher!" Sie hatte leise und beherrscht zu sprechen angefangen, war aber nach wenigen Worten in eine solche angstvolle Überstürzttheit geraten, daß es dem Geigenmacher unmöglich war, etwas zu ihrer Beruhigung zu sagen. Er konnte ihr nur mit der freien Hand das Gesicht streicheln. Aber sie schüttelte den Versuch der Liebkosung unwillig ab, flüsterte fliegenden Altems: „Leise gehen!" schlich auf den Zehen gegen den Waldrand hin und zog ihn mit allem Aufwand an Geräuschlosigkeit hinter sich her, als seien sie in einer mäuschenstillen Kirche und nicht in einem windbrausenden Walde. Ersagte aber kein Wörtlein, ließ alles lächelnd mit sich geschehen und dankte Gott für die

Täuschung, durch die der Allvater das Schönlein ihm in das Netz seines heimlichen, seligen Wunsches trieb.

Als die beiden auf diese Weise bei der letzten Baumzeile des Waldes angekommen waren und deutlicher in die Ebene hinaushören konnten, mußte der Geigenmacher schon nach kurzer Zeit einsehen, daß er sich getäuscht und das Schönlein tatsächlich recht hatte. Denn, was er für den Laut des Windes gehalten hatte, war unleugbar der Gesang einer männlichen Stimme, der immer nach wenigen Tönen abbrach und in einen so ungefügen Schrei ausartete, daß er mehr dem Brünstlaut eines großen Tieres als dem Ruf eines Mannes ähnelte.

Ja die Worte waren sogar jetzt zu verstehen, die der tolle Verliebte sang:

„Zwei blaue Augen,
ein rooter Mund . . .“

brüllte er in kurzen Zwischenräumen fortgesetzt in die wilde Nacht und schrie dann immer wieder auf, bald wie ein kochender

Stier, bald wie ein wieherndes Pferd, was offenbar der Name des Mädchens sein sollte.

„Wie heißt du eigentlich?“ fragte der Geigenmacher.

„Nein,“ antwortete das Schönlein entschieden, „nein, eben weil ihn dieser flobige Lämmel in seinem Maul hat, darf er nicht in deinen Mund kommen.“

Da brach der Geigenmacher in ein so höllisches Gelächter glücklicher Rivalität aus, daß sogar der Wind mitten entzwei geschnitten wurde und dem Brunstling draußen das Liebesgebrüll in den Hals zurückgestoßen wurde, als er eben wieder begonnen hatte.

„Um Gottes willen, Geigenmacher, was tußt du!“ rief das Schönlein gedämpft, aber in höchster Angst und packte seinen Arm. „Jetzt wird der ungeschlachte Kerl in Wut geraten und gerade auf uns zukommen. Dann weiß ich nicht, was geschieht. Ich glaube, er schlägt uns beide tot.“ „Nun aber, liebstes, dummes Schönlein, da sei doch schon vernünftig und komm mit in die Hütte zurück,“ sagte in herzlicher Eindringlichkeit der Gei-

genbauer und versuchte, sie um den Leib zu fassen und auf dem Steiglein zurückzudrängen. Doch das Schönlein entriß sich ihm wie unsinnig und rief: „Nein, nein! Ich lauf quer übers Feld ins nächste Dorf und krieche in irgendeinem offenen Schuppen unter bis zum Morgen.“

„Und dann?“ fragte der Geigenmacher ruhig. „Du hast doch gesagt, du fährst zu deiner Mutter.“

„Ja—ja—ja,“ sagte das Schönlein plötzlich in tiefstem Erschrecken, vollkommen ratlos, umstellt, und dann rief sie verzweifelt: „Ja, lieber Geigenmacher, was soll ich denn bloß tun?“ „Das,“ sagte der Angerufene heiter und drehte sie mit liebenswürdiger Gewalt an den Schultern zum Walde zurück. „Und das,“ befahl er lachend weiter, faßte sie um den Leib und zog sie auf dem Steiglein fort.

Es gab wohl noch ein kleines Ringen. Aber ihr Widerstand war doch gebrochen. Halb wehrte sie sich gegen seine Umschlingung und halb sank sie in seine Arme.

Als sie so die Hälfte des Weges vorwärts-
gekommen waren, nichts von dem Getöbe
und Gesänge draußen mehr hörten und der
Wald nur noch schwach über ihnen brauste,
weil der Wind sich sein Mütchen gefühlt
hatte und im Davonziehen war, sagte das
Schönlein aus dem Schweigen heraus: „Nun
ist's genug. Ich gehe schon mit,“ entzog sich
leise den Armen des Mannes und schritt ge-
ruhig vor ihm hin. Und nicht lange, so be-
gann sie zu plaudern von ihrer Bedrängnis
durch den verliebten Bauernburschen, die
mit gespaßigen Zurufen begonnen hatte, mit
Blumen und schönen Äpfeln weiter fortge-
gangen war, die sie des Morgens auf ihrem
Fenster gefunden hatte, wie danach bald eine
Haarschleife, bald ein seidenes Tüchlein zwi-
schen den Blumentöpfen gelegen sei, der
Bursche dann begonnen habe, ihr aufzulauern
und seit die Mutter nicht mehr da war, ihr
richtige Liebesanträge gemacht und sogar
versucht habe, nächtlicher Zeit in ihr Häus-
lein zu dringen, daß sie zuletzt nach dem Rat
ihrer Mutter bei ihm Schutz gesucht habe

und nun wohl doch ihrer Mutter nachfahren müßte.

Das alles plauderte sie mit ihrem wohl-lautenden, noch kindhaften Sopran, der aber der Stimmfülle der reifen Weiblichkeit schon nahe war, so vor sich hin, wie etwa ein Wässerlein ganz allein im tiefen Walde sich aus der Geschichte seines Lebens erzählt. Als sie aber von den ersten tölpisch verschämten Liebesbeweisendes Vernarrten sprach, wurde sie von der drolligen Schelmerei ihres Wesens ganz fortgerissen, daß sie beim Wiederkosten ihrer spitzbübischen Abwehr ein immer erneutes lustiges Lachen erklingen ließ, das sich wie perlendes Trillern anhörte.

Um des Geigenmachers Sinn legte sich dichter und unwiderstehlicher der selige Glanznebel der Verliebtheit und obwohl er seit seiner Kindheit wußte, daß auf der ganzen Welt nichts an die Musik der menschlichen Stimme heranreicht und von dem Lied mancher berühmten Sängerin wie trunken geworden war, bei dem Geplauder und Gelächter dieses Mädchens, das leibhaftig vor

ihm ging und doch wie aus einem Traum in sein Leben getreten war, geriet er richtig in Verzücung und mußte alle Gewalt gebrauchen, sich zurückzuhalten, um ihr zartes Wesen nicht wieder in die anfängliche Scheu zu treiben.

Viel zu schnell für das begierige Herz und das unersättliche Ohr des Geigenmachers kamen sie in der Hütte an und weil beide vom Morgen an eigentlich nur von den vielen bunten Aufregungen ihres Innern gelebt hatten, machten sie sich daran, aus den bescheidenen Vorräten des einsiedlerischen Haushaltes ein möglichst leckeres Abendbrot herzustellen. Das Schönlein lief hurtig und umsichtig auf und zu, und der Geigenmacher stand in dem winzigen Küchlein und braute kundig und geheimnistuerisch den Tee, den das liebe Mädchen nur vom Hörensagen kannte. Als er mit der rauchenden Kanne in das kleine Wohn-, Eß-, Schlaf- und Werkgemach trat, fand er den Tisch gedeckt und alles darauf so zierlich und nett geordnet, daß er ihm festlicher und einladender als die

reiche Tafel in einem vornehmen Hause erschien, und das Schönlein stand hinter ihrem Stuhle im Schatten, das Köpfchen in einer Erwartung etwas gesenkt, die auch wie Verschämtheit aussah.

„Das hast du ja prächtig gemacht, liebes Schönlein, und nun wollen wir's uns wohl sein lassen, denn verdient haben wir's uns beide,“ sagte der Geigenmacher beglückt. „Viel ist wenig und wenig viel. Du aber, Schönlein, hast aus wenig noch mehr wie viel gemacht.“

Dann öffnete er das Fenster, und während sie aßen, spielte der nächtliche Wald seine tiefe, dunkelgroße Musik herein, die in uns das Gefühl geheimnisvoller Weltgeborgenheit hervorbringt, und wenn das Brausen dann und wann schwächer wurde, hörte man das Wellenpinken des nahen Bächleins leise aufklingen, als ginge wer mit einem Glockenspiel ganz fern durch den Wald.

Das Schönlein aß mit einem freien Anstand, ohne einen Anflug jener lächerlich zimperlichen Geziertheit, die Mädchen vom

Lande in einem fremden Hause für unbedingt notwendig halten. Ihre Bewegungen waren von natürlicher Anmut, ja, die Art, wie sie die Tasse zum Munde führte und daraus trank, sogar von vollendeter Grazie. Wenn sie sich niederbeugte, fielen ihr die etwas in Unordnung geratenen lockigen Blondhaare ins Gesicht, denn sie hatte das Kopftuch abgelegt. Die Gebärde nun, mit der sie das helle Gelock aus der wohlgebildeten, etwas fliehenden Stirn zurückwarf, diese schalkhafte Ungeduld, paßte vollkommen zu der liebenswerten Krausheit ihres Wesens, wie das feine Stulpnäschen mit den dünnen beweglichen Flügeln, die ein wenig zu kurze Oberlippe und das festgeformte knabenhafte Kinn.

Der Geigenmacher wurde nicht müde, dies Gemisch von Kindhaftigkeit und reifender, süßer Weiblichkeit zu bewundern, und wenn das Gespräch stockte, das sich hauptsächlich um die Erlebnisse des Tages drehte, so (wie sich der Geigenmacher in Gedanken und im Hinblick auf ihr kleines Köpfchen ausdrückte) zog er wieder ein wenig die Wirbel an, das

heißt, er neckte sie mit dem verliebten Wind-
fänger aus dem Dorfe. Dann bog sie sich
entweder schmollend aus dem roten Lichtkreis
der einzigen Kerze, die auf dem Tisch stand,
in den Schatten zurück, oder sie spann über-
mütig lachend die Neckerei selbst weiter, und
der Geigenmacher wurde in jedem Falle er-
griffen und beschenkt. Denn wenn ihr Köpf-
chen nach kurzem Schmollen wieder zögernd
in den Lichtkreis tauchte, ergriff den Mann
das wie die bildhafte Wiederholung der strah-
lenden Vision, die dies Wesen für sein Leben
bedeutete, und wenn sie am Schluß ihrer
aufgenommenen Selbstverspottung über-
mütig lachte, wurde er beglückt durch ihr
perlend trillerndes Lachen.

Einigemal versuchte das Schönlein wohl
von der Reise zu ihrer Mutter zu sprechen,
und auf welche Weise der Geigenmacher ver-
sorgt werden solle, wenn sie davongefahren
sei, aber der Mann trat diese Unbahnung je-
desmal schnell aus wie eine rauchende Kohle,
weil zu solchem Geschäft der Tag zu gut sei.

In diesem Spiel zwischen Fliehen und

Sichnahen vergingen Stunden, bis einmal das Schönlein, da sie sich wieder zurückgebogen hatte, nicht mehr mit dem Köpfchen aus dem Schatten in den Lichtkreis herüber tauchte, ja, sich auch nicht bewegte, als er drohte, sie zur Strafe für die Muckerei nicht mehr Schönlein, sondern Schrecklein zu heißen. Sie blieb laut- und regungslos zurückgewandt und atmete statt aller Antwort nur schwer und beklommen. Bestürzt ergriff der Geigenmacher die Kerze und leuchtete über sie hin. Aber auch jetzt rührte sie sich noch nicht. Sie sah ihn nur aus blasssem, ernstem Gesicht mit großen furchtsamen Augen an, und da er sie nach dem Grunde dieser plötzlichen Veränderung fragte, krümmte sie nur in einem Versuch, zu lächeln, mühsam die Lippen. Aus ihren Augen aber rannen unaufhaltsam stumme Tränen. Der Geigenmacher richtete sie behutsam auf und schalt sich ein über das andere Mal ein dummes Roß und einen blinden Tölpel. Denn das sei doch ganz klar, daß sie nach diesem wilden Tag todmüde vor Erschöpfung sei, und mor-

gen solle gründlich über die Reise oder vielmehr über das gesprochen werden, was zu tun sei. Nun aber werde vorerst und zwar gründlich geschlafen.

Das Schönlein überwand die Gemüthsbe-
klemmung über ihre schlimme Lage unter
dem lustig-liebevollen Zuspruch schnell und
machte sich daran, den Tisch abzuräumen,
indess der Geigenmacher die Hütte verließ
und bald zu Schönleins Verwundern mit
einer kleinen Leiter erschien, in die eine Ecke
trat und mit einem kräftigen Stoß gegen die
Decke eine mannsgroße Luke dort öff-
nete.

„Siehst du, Kind,“ sagte er heiter, „da
über uns ist der Himmel, besser der Heu-
himmel. Sonst schläft bei Jagden der För-
ster da oben und hier unten liegt der Herr
Graf. Nach diesem Tag, der mir Schimmer
genug und sogar einen Engel beschert hat,
gehöre ich in den Himmel und du mußt mit
dem Lager Seiner Gnaden vorliebnehmen.“
Trotz der langen und überzeugenden Rede
wehrte sich das Schönlein gegen die Einteil-

lung und kämpfte erst um einen Stuhl in der Küche, dann um das Heulager und drohte, da alles nichts half, endlich, in den Wald zu gehen und sich ins Moos zu legen. Aber noch während sie diese schreckhafte Absicht verkündete, kam ihr deren Unsinnigkeit zum Bewußtsein und sie brach, ohne zu Ende sprechen zu können, in ein lustiges Lachen aus.

Dann gaben sie sich die Hand und wünschten sich ‚Gute Nacht‘. Der Geigenmacher setzte den Fuß auf die ersten Sprossen und wandte sich, in seinen Himmel zu steigen, aber das Schönlein ließ seine Hand nicht los, und als er sie fragend ansah, sagte sie leise: „Wird mir auch nichts geschehn in deiner Hütte, Geigenmacher?“

Da verfinsterte sich auf einen Augenblick die Stirn des Künstlers und er sah sie fest an. Dann drückte er ihr die Hand zum Zerschneiden und sagte vorwurfsvoll und betuernd nur das eine Wort: „Mädchen!“

„Nein?“ fragte sie noch einmal. „Nein, nein, nein! Genügt dir das, oder soll ich’s

noch hundertmal sagen? — Nur eins bitt' ich. Singe irgendein Lied, das du kannst. Willst du das, Schönlein?"

Sie gab keine Antwort, sondern schloß zur Einwilligung nur die Augen und lächelte so glücklich, daß ihr Gesicht aussah, als stehe es im Abendrot.

Der Geigenmacher stieg nach diesem Ruß des Schönleins in seine Seele leise die Leiter empor und schloß von oben die Luke. Aber doch nicht ganz. Einen kleinen Spalt ließ er auf, legte sich daneben in das Heu, drückte das Gesicht nahe an die kleine Öffnung und spähte in die Stube hinunter, um das Mädchen zu beobachten und sofort bei der Hand zu sein, wenn sie ja etwa, von ihrer jungfräulichen Furcht wieder gepackt, auf den Gedanken an Flucht verfallen sollte. Sie stand, nachdem das Knarren des Lukenschlusses droben verklungen war, regungslos am Fuße der Leiter und blickte angestrengt zu Boden, wie ein Mensch, der auf jeden Fall entschlossen ist, durch eine schnelle Entscheidung die Gefahr einer drohenden Situa-

tion abzuwenden. Dann riß sie den Kopf herauf und prüfte scharf die Beschaffenheit der geschlossenen Luke. Über ihr Gesicht ging ein jäher Schreck, weil sie vielleicht die kaum fingerbreite Öffnung bemerkt hatte, und er sah klopfenden Herzens, wie sie sich vorbog und kazenleise begann, die Leiter heraufzusteigen. Allein nach zwei Sprossen hielt sie inne, warf sich feck die Haare aus der Stirn, stieg ebenso unhörbar wieder zu Boden, stieß verächtlich mit dem Fuß den Leiterbaum an, ging an den Tisch und ließ sich ruhig auf den Stuhl sinken. Offenbar hatte sie den Entschluß gefaßt, wachend die Nacht auf dem Stuhl zu verbringen; denn sie saß gerect und regungslos und blickte in den roten Lichtkreis der Kerzenflamme. Wahrscheinlich konnte das Herz des Schönleins unter der Wirkung seines gespannten Lauerns nicht zur Ruhe kommen und der Geigenmacher überlegte schon, wie es anzufangen sei, die Luke vollends geräuschlos zuzudrücken und sich zurückzuziehen. Da erlosch plötzlich das Licht drunten. Der Stuhl wurde vorsichtig

wohl zur Seite gestellt, und er hörte, wie sie sich entkleidete.

Der Geigenmacher legte sich wohlig ins Heu zurück, schob die gekreuzten Arme unter den Kopf, sah über sich in die dichte Finsterniß des engen Bodenraumes und wartete auf den Gesang des Schönleins. Lange hörte er nur das gleichmäßige schwache Brausen des einschlafenden Waldes, das Klingen des traumwandernden Baches, das Auffallen von Zapfen, den fernen weichen Eulenschrei und darauf das verschwindende Trappeln aufgescheuchten Großwildes. In unendlicher Höhe flog das kaum wahrzunehmende stählernde Gausen des sternennahen Windes. In dieser Musik des Himmels und der Erde, die ihm so oft erlösend und groß aus der Unruhe seines Tages in den Schlaf hinüber geholfen hatte, in dieser Musik begann sich eben wieder sein Bewußtsein aufzulösen. Im herankreisenden Traum war es ihm, als sei das Getön des Waldes erloschen und die Sterne sängen nur ganz allein ihr weltverlorenes, himmelsnahes Lied:

O sanctissima, o piissima sangen die Sterne, aber mit deutschen Worten:

O du Heilige, du jungfräuliche.

Das Lied der Sterne war unter und über ihm, überall im Weltraum, und es war das Lied seines lieben Gastes.

Der Geigenmacher küßte inbrünstig die Hand, mit der er den Leib des Mädchens heute umfaßt hatte, legte seinen Kopf darauf, flüsterte selig: „Mein liebes, liebes Schönnlein“, und war mit dem letzten Ton des Liedes auch entschlafen.

Wir wissen nicht, wohin uns der Schlaf führt. Auch wenn wir uns des Traumes der Nacht am Morgen noch genau zu erinnern vermögen, dennoch bleibt dem Menschen die Gegend seines unendlichen Innern verborgen, durch die er in der Masquerade des Traumes geführt worden ist. Und obwohl ihn das Erwachen scheinbar als derselbe in dasselbe stellt, so findet er sich auf geheimnisvolle Weise verwandelt, sein Dasein neu, die Welt noch nie gesehen. Langsam, unmerklich dringt dann wohl das Echo des verflungenen Tages in die neue Zeit und durch die jungen Stunden ergreift uns tiefer der Sinn des alten Lebens.

Mit dem ersten Morgenschein war das Schönlein geräuschlos von ihrem Lager geglitten und fand sich wie verwunschen in dem unendlichen Wald. Es war ihr, als sei sie

von einem Sturm hierher getrieben worden. Auch nachdem sie draußen am Bach sich Gesicht und Hände erfrischt hatte, wich diese Traumbenommenheit nicht ganz von ihr. Sie saß an dem kleinen Wasser, strahlte und flocht sich ihre ungebärdigen weißblonden Haare und litt und war zugleich wunschlos in einem Gefühl, das aus Bedrücktheit und schrankenloser Seligkeit gemischt war. In der Ferne klangen Menschenstimmen auf. Deswegen und um sich klar zu werden, schlüpfte sie in die Hütte zurück und begann, der Unordnung des Junggesellenheims zuleibe zu gehen, und als sich droben der Geigenmacher rührte und an der Luke zu zerren begann, flüchtete sie in das Küchlein, um auch dort zu schaffen, und zog die Thür gut hinter sich zu.

„Guten Morgen, liebes Schönlein!“ rief der Geigenmacher bald darauf aus der Stube nebenan.

„Guten Morgen,“ antwortete sie mit einer zierlichen Gespitztheit im Ton.

„Was machst du denn da drinnen?“ fragte er.

„Aufwaschen.“

„Aha, kenn' ich! Du zerschlägst vollends mein ganzes Geschirr.“

„Abwarten.“

„Jawohl und dann Scherben kehren. Na, sieh zu, ich bin gleich fertig.“

Und beide lachten sich durch die Thür zu.

Als sie mit dem Frühstücksgeschirr in die Stube trat, stand der Geigenmacher in sonntäglichem Anzug wie zur Feier eines Festes vor dem kleinen Wandspiegel und band sich die Krawatte. Sie erblickten und mit ausgebreiteten Armen auf sie losgehen, war eins. Aber das Schönlein brachte das improvisierte Tablett mit dem Geschirr geschickt zwischen sich und den Angreifer und erblaßte, daß ihre kurze Oberlippe bebte und ihre blauen Augen vor Unmut richtig grüne Funken stoben. So wich sie drohend einen um den anderen Schritt zurück, und wenn der Geigenmacher sie noch ein Augenzwinkern länger bedrängt hätte, so wäre das Geschirr zwischen beiden zu Boden geschmettert worden und sie mit einem Sprung auf Nimmerwie-

dersehen im Walde verschwunden gewesen. Diese Gefahr erkannte der verliebte Mann denn auch. Jäh wie ein Blitz zerriß die köstliche Trunkenheit, die von des Schönleins Traumlied in seinem Herzen wie der Duft edelsten Weines zurückgeblieben war. Er erinnerte sich des gegebenen Versprechens, dem Mädchen in der Not ein Retter zu sein, nahm aufseufzend am Tisch Platz, kriegte eine Schnitte Brot zwischen die Finger, zerkrümelte sie wütend und sagte so lange zornig in sich hinein: „Du Racker, du Racker“, bis er unbändig auflachen mußte. Denn je wilder er den Schimpfnamen in sich aufblies, um so zauberhafter leuchtete er in seinem Herzen, und als er ihn endlich dem Schönlein ins Gesicht schleuderte, war er eine richtige Liebeserklärung geworden. Das Schönlein aber fing ihn auf, wie eine geschickte Spielerin den Ball zurückgibt. Über ihre Augen huschte ein glückzitternder Schleier und ihre Oberlippe krauschte sich in einem kaum merklichen Lächeln. Dies schwankend gewordene Liebesbrückerlein war der Zugang zu dem

Gespräch über des Schönleins Reise zu ihrer Mutter. Aber je ernster und gründlicher das Mädchen dieser Frage zuleibe ging, in desto größere Verwickelungen mußte der Geigenmacher die ganze Angelegenheit zu bringen, und er spielte seine erflügelten Spitzfindigkeiten so ernst zusammen, daß es dem Schönlein wirklich vorkam, als laure der halbe Kreis vor dem Walde draußen, um die Davongelaufene wieder einzufangen. Das Mädchen wagte denn auch den ganzen Vormittag nicht, die Hütte zu verlassen, um nicht von einem Mißwollenden gesehen zu werden und so den bäuerlichen Liebesnarren auf ihre Spur zu lenken.

Erst nach dem hohen Mittag, als der Wald mit jeder Nadel eingenickt war und jeder Vogellaut darin schlief, wagten sich die beiden auf einige Zeit hinaus an eine ganz verborgene, heimlich-schöne Stelle, wo der kleine Bach in einem regenreichen Jahr sich eine Art kleinen Teiches ausgeweitet hatte und seine klaren Wasser nun geruhig, daß man es kaum wahrnehmen konnte, um ein paar

große, grüniüberwachsene Felswacken freisen ließ, ehe er weiter drunten sich wieder zwischen Steinen auf seine unaufschiebbare Reise zwängte. Dort saßen sie in dem haardünnen Waldgrase unter den überhängenden Ästen einer Fichte nieder, erwogen weiter die Abreise des Schönleins, verloren in der Mittagsstille dann und wann den Faden und träumten in das lautlos freisende, gründurchleuchtete klare Wasser nieder. Dabei geschah es denn, daß eines das andere verstohlen betrachtete, und als sie sich einigemal dabei ertappt hatten, leugnete das Schönlein entriistet ihre Schuld und setzte es durch, wer wieder bei diesem Sehstehlen erwischt würde, dessen Bild im Wasser dürfe der andere mit einem Stein zerschmeißen. Das gab denn bald ein Schreien, Auflachen und Wasserspritzen, daß der Wald widerhallte, bis das Schönlein sich der Leute erinnerte, die draußen vor dem Walde auf sie lauerten. Da saß es ganz still und sprach wieder leise und ernst darüber, wie ihre Reise bewerkstelligt werden sollte. Sie ließ sich von dem welt-

kundigen Geigenmacher wohl gern belehren, wehrte sich aber heftig gegen seine Ansicht, daß vor drei, vier Tagen nicht an ihren Aufbruch zu denken sei, und um zu erkunden, ob sie schon morgen oder erst später abreisen werde, nahmen sie die Zuflucht zu dem Bach. Der war nicht Partei und sollte ihren Streit entscheiden. Das Schönlein warf einen kleinen Fichtenzweig oben in die lebhafteste Einflußströmung des Baches. Wenn der glücklich um die Felsbrocken herumgeführt und zwischen den Steinen von den Wellen aus dem Teich hinausgerissen würde, dann sei es bestimmt, daß sie morgen früh die Reise antreten müsse. Aber der Zweig blieb an einem Felswackel hängen und kam nicht los, solange sie auch wartete, und als ein Blatt und gar ein Grasfaden sich ebenso benahmen, verlor das Schönlein die Geduld, zerwarf mit einem Stein dem Bach seinen dummen Spiegel, sprang ärgerlich auf und lief in die Hütte.

Im tiefen Abend, als das letzte Radknarren und Fuhrmannsgeruf aus dem Walde verschwunden waren und die Bäume in dem

Altem der nahenden Nacht blau zu werden begannen, suchten der Geigenmacher und das Schönlein die breite Straße auf, die über das Gebirge führte, und gingen Hand in Hand wie zwei gute Freunde darauf hin und her. Die hohen Baummauern zu beiden Seiten des Weges rührten sich nicht in der stehend warmen Luft und schienen immer höher zu werden, immer tiefer in den Himmel hinaufzuwachsen, je dunkler es wurde. Und endlich war die riesengroße, unendliche Nacht da und fing mit dem bunten Lichterspiel der Sterne über dem Weltallsabgrund an. Die dünne Silbersichel des beginnenden Mondes aber schwamm ruhig durch den flackernden Funkenreigen des Himmels.

Die beiden fanden vor dieser lautlosen Musik der Ewigkeit, in der das Menschenherz verstummen muß und nur die Seele noch mitzusingen vermag, immer spärlicher mit Worten zueinander und kehrten schweigend, wie hoch durch die Luft, in die Hütte zurück. Das Lied des Schönleins aber klang an diesem Abend freier und voller aus ihrem jun-

gen Herzen, so daß die Abwehr der kühlen Heiligkeit in ihm die Süße der Melodie nur noch steigerte. Der Geigenmacher wurde in seinem Heuhimmel von dem Gesange leidenschaftlich aufgerissen. Aber im Griff nach der halbzugedrückten Luze erlahmte seine Hand. Wie einen Talisman gegen sein Herz gebrauchte er den Namen, den er dem Mädchen gegeben hatte. „Schönlein, Schönlein ...“ flüsterte er beschwörend und griff mit seinen Händen krampfhaft in das Heu, um der Trunkenheit durch die Liebe nicht zu erliegen.

Über Nacht, während sie schliefen, kippte die tückische Mondsichel um und es ging ein Regen nieder, als wolle er die Erde er-
säufen. Die Traufen der Hütte plätscherten ohne Aufhören, der Wald rauschte von den fallenden Tropfen, die Bäume bebten vor Nässe. Doch trotzdem sie das Wasser in Nebeln wieder ausschwitzten, daß der ganze Wald von kaltem Rauch erfüllt war, es half ihnen nichts. Der Regen lief und lief, so daß die Bäume endlich jede Gegenwehr aufgaben und zuletzt sogar das Wasser achtlos an ihren Stämmen herunterrieseln ließen. Der kleine Bach rumpelte und polterte; denn er wußte sich keinen Rat, wie er das viele Wasser in seinem engen Bett unterbringen und davonführen sollte.

Das Schönlein und der Geigenmacher

waren vergnügt, wie sonst nur Kinder beim Regen sein können, plauderten heiter miteinander, weniger um Bedeutendes, Gewichtiges zu reden, als eines das andere sprechen zu hören, also nicht deswegen, die Gedanken, sondern die Herzen miteinander zu tauschen und brachen oft mitten im Hin- und Wieder-
spinnen des Gesprächs in Gelächter aus, weil sie sich dabei ertappten, daß sie wegen des Regengetöses so laut aufeinander einsprachen, als seien sie beide horntaub geworden. Dann horchten sie wohl auf die Musik, die sich dieser unglückliche Tag mit seinem schlechten Wetter selbst machte, offenbar nur, um nicht ganz an seinem Dasein zu verzweifeln und vollkommen zugrunde zu gehen. Das war ein Quirlen und Quengeln in den Traufen, ein Schmaßen und Zetschen an den Scheiben, ein Pfauchen und Stöhnen in der kurzen Esse, ein Gurgeln und Rollen vom Bache her, und wenn die Bäume aus ihrer dumpfen Lethargie aufwachen und unwillig die Regenlast abschüttelten, prasselten die Tropfen wie Handwürfe feinen Sandes flir-

rend gegen die Fenster. Darauf aber mauerte es immer wieder die kleine Schutzhütte von allen Seiten in so dichte Nebel ein, daß die beiden sich wie Gefangene vorkamen, denen kein Entrinnen möglich ist. Die vieltausendfältige Musik schien auf einmal verstummt, und nur ein leises, tiefes, monotones Brummen war zu hören, als summele jemand mit rauen Fingern auf einem großen Paukenfell. Und hatte sich so das riesige Regentier eine Weile zu dösendem Schlaf in sich selbst zusammengerindert, erwachte es schreckhaft jäh, riß seine Augen auf, daß die Nebel von der Hütte plötzlich wie weggeblasen waren, und stierte mit urweltstiefen, waldesdunkeln Blicken die beiden jungen Menschen in dem Stübchen an, daß sie verwundert und ein wenig fassungslos einander ansahen, als habe sich eben Unbegreifliches mit ihnen ereignet. Auf diese Weise spielten der Regen und die jungen Leuten eine Zeitlang miteinander, bis jedes von ihnen immer tiefer in sein eigentliches, heimliches Wesen versank: das Wetter in ein verdrossen eintöniges Regenge-

plärr, das Schönlein in ein verloren-süchtiges Bängen, daß sie unruhig in allen Winkeln stöberte, als sei ihr etwas abhanden gekommen, und den Geigenmacher führte es auf den Stuhl an seine Werkbank und schraubte ihn dort fest. Erst musterte er die Gerätschaften seiner Kunst mit den verwunderten, forschenden Augen eines Gelehrten, welcher sich einer unbekannten Art von Gewächsen gegenüber sieht, deren Wesen und geheimes Wirken ihn auf räthselhafte Weise fesselt, dann wieder wühlte er mit hastigen Händen unter seinem Werkzeug, als sei es ein Haufen zwecklosen Plunders, das am besten zum Fenster hinaus auf den Rehrichthaufen geworfen werde. Aber mitten in diesem leeren und doch suchenden Wirtschäften mußte er innehalten wie auf einen befehlenden Ruf aus dem Dunkeln, den er nicht verstand und dessen Sinn er mit geschlossenen Augen, verfinsteter Stirn und krampfhaft verschlungenen Händen nachgrübelte, bis er, von der Ahnung eines Begreifens berührt, die Augen wieder öffnete und sich verwundert um-

schaute, wie ein Erwachender die Wirklichkeit sieht, die eben ein Traum gewesen ist. Und in einer Art ergriffener Beglücktheit langte er jetzt nach einem geraden Schrägeisen, nun nach einem Flach-, dann nach einem Hohl-eisen, hielt es sinnend und forschend eine Weile vor sich hin, wägte es spielend in der Hand und schloß zuletzt seine Finger um das Heft zum meisterlichen Griff. Dabei sammelte sich sein Auge zu einem tödlich entschlossenen Blick, den er mit geierhafter Schärfe auf einen Punkt im Nichts und doch auf einen räthselhaften Gegenstand, ein Wunder, richtete, das seinem fiebernden Ahnen bestimmt und dem Begreifen doch dunkelstes Geheimnis war. Ihn hatte die innere Raserei ergriffen, die nur großen Künstlern, Dichtern und Heiligen bekannt ist, jene Trunkenheit des Dämmerns, die der Vorbote der schöpferischen Entrückung ist. Aber sie führte ihn noch nicht dahin. Sie war noch nicht stark, nicht gesammelt genug. Erlahmt legte er das Handwerkszeug weg, das er eben noch entschlossen und kühn, wie ein Soldat seinen

Säbel zum stürmenden Angriff, in der Hand gehalten hatte, fiel mit dem Oberkörper an die Lehne des Stuhles zurück und schaute verloren, träumerisch über sich durch die Decke in einen fernen, imaginären Himmel, den nur seine Sehnsucht sah.

Das Schönlein, dies unverbildete Naturkind, diese Gespielin von Wiese, Baum und Himmel, die nichts von den Nöten und dem Schattenringkampf eines Künstlers kannte, bemerkte bei ihrem geschäftigen Umherstöbern wohl das ihr unverständliche Gebabe des Geigenmachers mit seinem Werfeisen, sein kummervolles Atmen, sein gewalttätiges Starren ins Leere, und glaubte anfangs, dies alles sei nur ein Spiel des listenreichen Mannes, sie in einen Spaß hineinzulocken, und schob scheinbar achtlos hin und her, um der närrischen Falle auszuweichen, die er mit so viel komischem Ernst zu stellen schien. Als sie ihn aber wie abgeschlagen an die Lehne des Stuhles zurücksinken und mit unbeweglichem Gesicht und offenen Augen auf die Decke der Stube starren sah, lief ihr doch

ein kühles Riefeln durchs Herz, und da dies Starren und krampfartige Schlafen bei offenen Augen dauerte und dauerte und nicht aufhören wollte, fing sie an, mit dem Geschirr zu poltern, den Stuhl anzustoßen und mit dem Tisch zu rumpeln, um ihn aus diesem Wachschlaf zu wecken. Weil aber auch das nichts half, ging sie unter lautem Aufstreten so dicht an ihm hin, daß sie seinen überhängenden Kopf streifte. Da erwachte der Geigenmacher aus seinem Verschwinden, richtete sich auf und stürzte sich mit solch gierigen Blicken auf ihre Gestalt, als wolle er sie mit den Augen verschlingen. Das Schönlein erhaschte mit halbem Umwenden nur ein Feuerzipfelchen seiner Entflammtheit und war im Begriff, davor in die Küche zu flüchten.

Da aber sprang der Geigenmacher vollends auf und rief so herrisch und zugleich so inbrünstig ihren Namen, daß sie nicht weiter konnte, sondern sich auf der Schwelle umdrehte und ihn wortlos und betroffen ansah.

„Ja, ja, ich mein' dich, liebes Schönlein,“ sagte er noch wie von Sinnen und doch mit

einem überseligen Gesicht. „Ich bitte dich, tu' diese Jacke weg. Es ist nicht gut, nein, auch nicht gesund. Sie schadet deinem schönen Rücken. Paß auf, du wirst noch auswachsen darunter. Du kriegst gewiß einen Höcker. Spürst du nicht, es ist eine Hitze zum Umkommen in der Stube. Ich bitte dich um alles in der Welt, zieh sie aus, liebes, liebes Schönlein.“

Das Mädchen sah den bebenden Mann langsam, mit aufgelösten Augen auf sich zukommen, wick in die Küche zurück und zog die Thür hinter sich zu.

Als sie in dem kleinen Raum allein war, stand sie erst eine Weile still und lauschte erschreckt auf jedes Geräusch aus der Stube nebenan. Sie hörte den Geigenmacher nach einigem Warten mit ruhigen Schritten sich von der Thür entfernen und auf seinem Stuhl wieder Platz nehmen.

„Ich muß fort, und das sogleich,“ sagte sie in Gedanken zu sich und begann unhörbar auf den Zehen in dem kleinen Raum umherzugehen und ihre Sachen zusammen-

zufuchen. Denn der Geigenmacher war ihr geradezu unheimlich geworden, allein so merkwürdig unheimlich, daß das Schönlein dies große Bangen in der Tiefe ihres Wesens wie einen leisen Jubel empfand. Beim ratlosen Suchen griff sie prüfend an ihrem Rücken hinunter, lächelte in schalkhaftem Glück, fand in dem Taumel, der sie umnebelte, weder ihr Kopftuch noch ihren Rucksack und war im nächsten Augenblick, sie wußte nicht wie, durch die kleine Thür geräuschlos draußen im Walde. Doch anstatt wie ein aufgeschrecktes Reh ohne Besinnen in großen Sprüngen durch den strömenden Regen nach Haus in ihr Dorf zu eilen, setzte sie prüfend Fuß vor Fuß in den aufgeweichten Moderboden. Das Wasser quoll sogleich bei jedem Schritt über ihre Schuhe, der Regen klatschte ihr die Haare an den Kopf, sie schauerte vor Kälte zusammen und kehrte nach kurzem Besinnen so lautlos in die Küche zurück, wie sie vor einigen Minuten entwichen war.

Auch ihre Jacke war übernäßt. Schnell

entschlossen legte sie sie ab, rieb sich das Haar trocken, strich das Leibchen in der Taille glatt, reckte sich und trat dann mit der größten Unbefangenheit zu dem Geigenmacher hinein. Ihre grünblauen Augen funkelten von stählerner Abwehr und zitterten zugleich in der Tiefe voll räthselhafter Schalkhaftigkeit.

„Es regnet und regnet und will nicht aufhören,“ sagte sie gleichgültig und ergriff eine vergessene Tasse, um sie hinauszutragen. Der Geigenmacher aber schien nichts von ihrer natürlichen Koketterie zu merken. Seine Augen hingen mit so beseligten Blicken an ihrer schlanken Gestalt, wie sie nur Fromme im Anschauen des Allerheiligsten haben können.

An diesem Abend wagte das Schönlein nicht zu singen.

Dem Geigenmacher aber, als er über die Leiter in seinen engen Boden hinaufgestiegen war, begann die Nacht dermaßen zu kochen, daß er sich fürchtete, die Luke, wie immer sonst, einen Spalt aufstehen zu lassen. Merkwürdig, und er sehnte sich auch nicht nach

dem Liede des Mädchens. Denn er hörte den Laut ihrer schönen Stimme nun durch seinen ganzen Leib klingen, so etwa wie gewisse Blumen während der Nacht von dem Licht strahlen, das sie am Tage in der Sonne getrunken haben. Seine Nerven bebten von den Tönen, die aus des Schönleins Seele in ihn geströmt waren, so, daß er seinen Körper oft gar nicht fühlte, weil er ein einziger Wohllaut geworden war. Nur das Herz hüpfte dabei im Rhythmus der Stimme des rätselhaften Wesens, und wenn dieses geheimnißvolle Lied in ihm abbrach, dann entstand eine so unheimliche Stille, als sei im Himmel und auf Erden jeder Laut gestorben, und nur den Atem des Schönleins hörte er leidenschaftlich aus der Stube drunten durch die ganze Welt gehen, am meisten aber durch ihn, den Geigenmacher selbst, daß es in seinem Kopf hämmerte, daß es ihm die Brust einschnürte, die Kehle austrocknete und die Hände erstarren ließ.

Da häufte er in heldenhafter Gegenwehr Heu über Heu auf die Luke und bereitete sich

als Barrikade gerade an der Stelle sein Lager, von woher die Verückung am heißesten auf ihn einstürmte. Und da er sich nun zurecht legte und die Lute unter der Last seines Körpers laut einschnappte, hörte er das Schönlein drunten laut aufschreien, als ob sie von jemand angefallen würde.

Am andern Morgen funkelte der hellste Sonnenschein durch den Wald, die Vögel sangen, als wollten sie sich die Kehlen sprengen, und der Bach klingelte beglückt über die Steine. Der Geigenmacher aber stieg blaß, übernächtigt und erschöpft in die Stube hinunter und fand auch das Schönlein schweigsam, bedrückt und entfremdeten Auges. Da übermannte es ihn dergestalt, daß er das Mädchen, die unbeweglich und verloren zum Fenster hinaus sah, innig an den Armen faßte und zu sich herumdrehte. Das Schönlein ließ es willenlos mit sich geschehen und sah ihn nur mit ihren großen Augen, in denen alle grünen Funken erloschen waren, so lange und schmerzlich an, bis ihre Blicke von großen, stummen Tränen verdunkelt wurden.

„Über Schönlein, liebes Schönlein,“ sagte der Geigenmacher fliegend, „warum quälst du mich so? Ich bitte dich um alles in der Welt, bleibe immer bei mir.“ Und der Mann redete überstürzt und wirr noch vieles Liebe. Das Schönlein aber senkte nur den Kopf, begann immer heftiger zu schluchzen und machte sich endlich, sanft aber entschieden von ihm los, hauchte ein „Nein“ und immer wieder ein „Nein“, ging hinaus und sah lange auf den Bach zu ihren Füßen, als wisse das Wasser nun einen Ausweg aus ihrer Not. Vielleicht ahnte sie auch, daß ihr doch durch den Bach einst das Ende dieser Lebensverwirrung gebracht werde.

Indes das Schönlein so das Wogen und Fliehen der Wellen um Rat anging, auf welche Weise dies Stocken ihres Herzens, ja ihres ganzen Lebens zu überwinden sei, das wie eine Mauer sich um sie aufstürmte, über die freilich Rosen hingen, zu denen sie aber nicht aufzublicken wagte und an deren Zusammenbruch goldene Hämmer arbeiteten, auf die sie sich nicht zu hören getraute, war

der Geigenmacher auf der anderen Seite aus dem Hause entwichen und ging in den weiten Wald, um durch den Sturm hindurch, der ihn überfallen hatte, den rechten Weg zu finden, der wohl sicher in ihm lag, den er aber noch nicht zu sehen vermochte. Aber die Gedanken der Liebenden gleichen ja der Hand des Weisen, mit denen er das Meer der Rätsel ausschöpfen will, und auch dem Lichtlein des Frommen, das ihn in der Nacht vor den Blitzen erretten soll. Beide rangen gegen eine Macht, die sich durch ihre Gegentwehr nur vertiefte. Das Schönlein sah endlich ein, daß es die Güte und Hilfe des Geigenmachers nicht durch dieses brüste Fortlaufen gleichsam mit Füßen von sich stoßen dürfe und nahm sich vor, zu versuchen, ob sie nicht durch Seiterkeit und Frohsinn leichter dem Manne die Einwilligung zur Abreise abschmeicheln könne. Dem Geigenmacher aber sank die Furcht vor sich selber tief in das Gemüt, weil ihm die Einsicht schreckvoll aufging, daß er darauf und dran gewesen war, das Schönlein jenen Weibern gleichzustellen, in deren

Schoß ihn einst seine Leidenschaft getrieben hatte und daß er dadurch nicht nur dieses Wesen, das aus einem Traume in sein Leben gestiegen war, sondern auch seine höchsten Bildnerhoffnungen entwürdigte hätte.

Und als ihn sein Denken so weit geführt hatte, verließ ihn alles Bangen. „Gott selber hat mir das Schönlein zugeführt,“ sagte er in begeistertem Aufflammen zu sich, „und Gott wird mir das Schönlein bewahren, wenn sie mir gehören soll.“

Damit machte er sich auf den Rückweg. Als er die Hütte erblickte, sah er den blonden Sprudelkopf des Schönleins hinter einer Ecke verschwinden, von wo aus das liebe Mädchen wohl nach ihm Ausschau gehalten hatte.

Die Beobachtung dieser Tatsache beschleunigte seine Schritte, denn sie schien ihm schon eine Auswirkung seines eben gefaßten Entschlusses zu sein, die Führung nicht mehr seiner Leidenschaft allein, sondern dem Himmel zu überlassen und er glaubte das Herz des Schönleins sei ihm schon von daher wie-

der zugewandt worden. Und je näher er der Hütte kam, desto sicherer wurde er in dieser Beglückung, desto beschwingter wurde sein Gang, ja, da er die Hand zur Türklinke hob, sackelte gar die verwegene Sicherheit in ihm auf, jetzt sei nur noch ein letzter Berg zu übersteigen, das Schönlein zu besitzen und, mit ihm verbunden, seine höchsten Hoffnungen zu verwirklichen.

Lachend trat er ein, lachend warf er den Hut über den Tisch.

„Wir sind Narren, liebes Schönlein, du und ich, reine Narren,“ rief er fröhlich. „Ich bin verzwickt, wer weiß wie sehr, daß du in Angst gestern drauf und dran warst, im Regen davonzulaufen . . .“

„Wie denn?“ unterbrach ihn das Mädchen verdukt.

„Ja, freilich und wo denn? Gelt, auch noch!“ äffte er ihr übermütig nach. „Da draußen über den Moderboden mit Wasser in den Schuhen. Sahaha! Ja, ja Schönlein, ich schlafe mit offenen Augen, aber in dich hinein und so sehe und höre ich alles, was

in dir vorgeht und weiß auch, was du da draußen am Bach getrieben hast. Freilich. Ganz gewiß dasselbe, was über mich im Walde gekommen ist. Das nämlich, daß dies Haus zu enge ist für uns, und wenn wir noch einen Tag darinbleiben, dann sprengt es uns auseinander für immer. — —

Nein, nein, um Gottes willen, was ich versprochen habe, will ich auch halten. Es soll dir nichts geschehen in diesem Hause, was du nicht selber willst. Und da du forterlangst, darf und darf ich dir nicht widerstehen. hm. Nein. — Nein? Schönlein!"

Die letzten Worte sprach der Geigenmacher mit dunkler Stimme, so zögernd, so mit Überwindung und mit einem so verzehrend leidenschaftlichen Blick über sie hin, daß das Mädchen sich wieder tausend Meilen hinter der Welt wünschte.

Als der Geigenmacher diese Wirkung seiner Worte an dem Schönlein gewahrte, schlug ihm das Herz heiß bis in den Hals hinauf, und ihm war, als sei ihm das Schönlein durch dies Erschrecken in die Arme gesunken. Des-

wegen schwang es ihn leicht in seinen heiteren verstellten Verzicht zurück, mit dem er begonnen hatte.

„Nein, ich seh' es ein, du mußt zu deiner Mutter reisen. Aber so, in diesen Kleidern, die du schnell zusammengerafft hast, um dem Bauernlümme! zu entfliehen, kannst du die weite Fahrt nicht machen durch die vielen Menschen. Denke nur! Die würden sagen: Das Mädchen kommt von dem Geigenmacher und so hat er sie ziehen lassen! Ich habe deiner Mutter von früher her noch etwas zu bezahlen, und du hast mir die Tage die Wirtschaft geführt. Da mußt du mir erlauben, daß ich dir dies und das für die Reise kaufe, und außerdem wollen wir lustig sein, ehe du von mir wieder fortgehst. Wir wandern über das Gebirge hinüber und morgen abend sind wir wieder zurück. Also, mach' keine Geschichten! Geh und zieh' dich an, wir müssen fort und das gleich.“

Das Schönlein fühlte mit einemmal deutlicher die Rosen über der Mauer, von der sie umstellt war, und hörte das Klingen der

goldenen Hämmer daran und spürte zugleich ein Bangen um ihre Brust greifen, daß wohl ein glückliches Lächeln in ihrem Gesicht aufkam, das abwechselnd rot und blaß wurde; aber die Augen weiteten sich und blickten ungewiß und verloren. Dabei sagte sie leise: „Ja“ und „Ja“, löste sich behutsam von der Stelle los, wo sie stand und ging in die Küche, um sich fertig zu machen.

Es war um die neunte Stunde, als die beiden schon auf der breiten Straße, die über das Gebirge führte, anlangten, um die Zeit, in der nach der Erfahrung der Forstleute und Bauern nach schlimmem Wetter die Natur noch einmal der Zweifel überfällt, ob es besser sei, einen schönen oder einen regentwilligen Tag zu machen. Und so kam es, daß die beiden bald im Sonnenschein gingen, bald durch Nebel überrascht wurden, die über den Weg krochen, zäh an den Stämmen hinauffingerten oder sich in den Kronen droben festsetzten, wie um zu versuchen, von da in den Himmel hineinzufegeln und dort das Wetter in ihre Gewalt zu bekommen.

Aber das Schönlein und der Geigenmacher achteten gar nicht auf die Launen der Natur, die mit ihrer letzten Grämlichkeit kämpfte;

dem ihr inneres Wetter war entschieden. Der Geigenmacher wanderte zuversichtlich in seine Hoffnung hinein und das Schönlein, hatte als rechtes Naturkind jede Liebesbedrängnis ihres unerfahrenen Herzens vergessen. Sie, die kaum aus dem Dorfe in der Ebene und nie auf das hohe Gebirge über sich gekommen war, das alle Tage ihres Lebens als ein unerreichbares Wunder droben in dem Himmel ein tausendgestaltiges Spiel getrieben hatte, gleich ihrer Sehnsucht, die sie nicht verstand und ähnlich dem Verlangen ihres bunten, unruhigen Herzens: dieser fremden Welt der Erde, von der sie geglaubt hatte, daß sie nur für die müßigen Reichen geschaffen sei, rückte der armen Botenfrau strudelblondes Schönlein mit jedem Schritte näher, und mit jedem Schritte höher kam sie in ein anderes Dasein, mit jeder Biegung des Weges auf eine neue Erde, in der die Bäume anders, geheimnißvoll die Äste rührten, das Gras anders, schimmern-der, duftiger ruhte, die Wasser hurtiger, entschlossener sprangen, der Himmel höher in

sich selber hineinstieg und die Wolken in selig strahlender Weiße zerrannen. Die Vögel flogen anders. Der Häher, das Eichhörnchen hatten einen noch nie gehörten Schrei.

Sie schien es wirklich vollkommen vergessen zu haben, daß sie das arme, geflüchtete Mädchen aus dem Tale sei, die ohne Rat auf der Erde stand und nur immer wie ein Kind nach ihrer Mutter verlangt hatte.

Ihre Beglückung war ihr so ungewohnt, daß sie ihr in seliger Bedrängnis fortwährend entfliehen mußte, sie mit jedem Schritt übertriffen fand und so in eine Sucht ohne Ende geriet. Sie hatte die schlechtsitzende, grobe Jacke ausgezogen und trug sie am Arme. Ihr Gang war eher ein spielender Flug. Außer Ausrufen der Verwunderung, des Staunens und manchmal des beglückten Erschreckens kamen kaum Worte über ihre Lippen, nur daß sie dann und wann vor allzu ungewohnten Überraschungen in jenes trillernde Lachen ausbrach, das den Geigenmacher so verzauberte, daß ihm das Schönelein, dem nachzukommen er Mühe hatte, nicht

mehr wie ein Mensch, sondern wie ein lebendes Instrument des Himmels vorkam, dessen Linien Klang, dessen Bewegungen eine Musik waren, von der die Erde und die blaue Höhe geheimnißvoll und unergründlich mitkündeten.

So ergriffen und erhoben ging er hinter dem Schönlein, die ihn weiter und weiter in das Traumland seines Wesens bis in die erste und höchste Verzückung seiner begeisterten Jugend zurückführte, da er trunken und sinnbetört einst gerufen hatte: Der Mensch ist die Wundergeige, auf der Gott selber spielt.

Dieser Gedanke, über den er im Laufe seines Reisewerdens und Ringens wohl manchmal als einem unreifen Überschwang mit einem Lächeln hinweggegangen war, das ihn doch dann immer so räthselhaft traurig gemacht hatte, dieser Gedanke erwachte nun als eine neue Erleuchtung, als er das Schönlein so spielend vor sich hineilen sah, das Auf- und Abtanzen ihrer zarten leichtabfallenden Schultern beobachtete, dies biegsame

Federn ihrer schlanken Taille und das leichte Wogen ihrer unentwickelten Hüften bewunderte. So blieb der Wald zurück. Das Knieholz begann, und endlich standen die beiden auf der hier breiten, etwas eingesunkenen Höhe des Gebirges, die im Volksmunde den Namen Schnäbelwiese bekommen hatte. Rechts und links sahen zwei spitze Ruppen, der große und der kleine Habichtskopf, auf diese behagliche Einmündung hernieder. Vor ihnen lief das Gebirge in vielen Waldgründen zu einer erweiterten Hochtalsenke, um die sich Berge und Ruppen drängten, als wollten sie den vielen Wässern den Ausweg versperren, die in den Schluchten und Gründen zu ihr hinuntereilten. Ihre leisen Stimmen klangen in der hauchstillen Mittagsluft noch vernehmbar, aber von dem klaren unendlichen Berghimmel so verklärt, daß sie mehr das Klingen des Lichtes, als Laute der Erde zu sein schienen. Nur der starke Waldbach des Grünwassergrundes widersetzte sich mit seinem Rauschen dieser himmlischen Berücksichtigung, wie um die kleinen, zaghaft singen-

den Wässerchen zusammenzuhalten, die er drunten in der Hochtalsenke vereinigte und sieghaft zwischen den Bergen in die weite Welt hinausführte. Steinschmäzer quirlten da und dort aus dem Felsgetrümmer in kurzem Bogen in die Höhe, sangen die karge Strophe ihrer einsamen Liebesbeseligung und stürzten fast senkrecht und stumm wieder zur Erde. Das Schönlein war überwältigt von dieser großen schweigenden Welt, die nur mit dem Himmel in Verkehr stand, daß sie kaum auf den Geigenmacher hörte, der ihr die Gegend zu erklären versuchte und, trotz ihrer Entrücktheit, immer wieder zu sprechen begann, weil er an den leichten Gebärden des Unwillens die vollkommene Singerissenheit des Mädchens noch tiefer kostete. Als er aber zu ihr sagte: „Nun, Schönlein, so dreh' dich doch mal um und sieh dir die Welt an, aus der wir gekommen sind,“ folgte sie seiner Aufforderung nicht, sondern ruckte nur leidenschaftlich mit den Schultern, antwortete fast grob: „Was geht mich das noch an!“ und fuhr fort, mit all ihren Sinnen in das

große Wälder- und Bergwogen zu versinken, dessen Blau im Entgleiten immer heller, immer duftiger wurde und endlich wie ein blasser Hauch im Himmel zerging.

Da er aber dann dicht an sie herantrat und leise mahnend die Hand auf ihre Schulter legte, um sie aus ihrem Hinaussinken zu sich zurückzurufen, riß sie den Kopf zu ihm herum, sagte vorwurfsvoll: „Du, Mann, du!“ und sah ihn mit großen regungslosen Augen an, die trübe waren in der eigenen Lohe. Der Geigenmacher war erschrocken und betroffen von diesem Unblick, streichelte ihre Wange und sprach beruhigend: „Nein, liebes Schönlein, nein! Ich wollte dich nicht erschrecken.“ Das Mädchen holte tief Atem und schloß die Augen. So stand sie eine lange Weile und ließ ihre Hand in der des Geigenmachers ruhen. Dann hoben sich die Lider ihrer Augen, die nun einen verklärten Blick hatten, wie ihn Kinder haben, die vom Schlafe erwachen, und ein unschuldiges Lächeln glitt über ihr Gesicht, da sie rührend, fast wie ab-bittend, fragte: „Nun, was wolltest du mir

sagen, Geigenmacher?" „Weißt du, Schönlein, ich glaube, du bist von dem ungewohnten Steigen müde. Das beste wäre, wir gingen in das Bergwirthshaus da hinauf und ruhten uns erst ein wenig aus.“ Und der Künstler wies mit der Hand nach einem großen Holzhaus, das an dem Abhang des kleinen Habichtskopfes stand und in einer kleinen halben Stunde zu erreichen war.

Das Schönlein sah sich das graue, weitläufige Gebäude an, dessen blanke Fenster in der Sonne glitzerten, und lächelte. „Warum lächelst du auf einmal so spitzbübisch, Schönlein?“ fragte der Geigenmacher.

„Weil das Haus so schimmert, als müßten wir durchaus hinauf,“ sagte sie und trillerte ihr berückendes Lachen; „aber wir gehen doch nicht, gerade nicht. Denn ich bin gar nicht müde. Gehen wir gleich weiter.“

Damit begann sie sogleich rüstig auszusprechen.

Lachend hielt sie der Geigenmacher zurück.

„Holla, mein Himmelspferdchen,“ rief er heiter. „Und prrrr! Willst du mich nicht mit-

nehmen? Wenn du auf dem Wege fortgehst, kommen wir ganz wo anders hin, als wir wollten, nämlich auf den plumpen, langen Knorzen da links drüben — na ja, auf den Berg, der wie ein riesiges Heufuder aussieht — gewiß, den mein ich dort. Und da, fürcht' ich, werden wir uns umsonst nach Kleidern für dich umsehen. Denn bei dem Knaben gibt's höchstens ein Grasschürzlein, Rot-schuhe und Spinnwebtuchlein, allerdings alles umsonst. Aber damit ist natürlich mein Prinzeßlein nicht zufrieden und ich bin's auch nicht. Also, Schönlein, da hinaus geht's nicht. Wir müssen uns rechts hinunter halten, immer wie die tausend Wasser laufen. Sieh, dort drunten in dem Kessel, wo du die roten Hausdächer da und dort aus dem Grün lugen siehst und weiterhin den grauen Kropfturm mit dem goldenen Hahn, dahin müssen wir. Das ist Windelspiel, in das du als deiner Mutter Tochter einziehst und als Prinzeß Schönlein wieder herauskommst."

Übermütig schwenkte der Geigenmacher das auflachende Mädchen in einen schmalen

rechts hinziehenden Pfad, und bald waren die beiden zwischen dem Gefels verschwunden. Die Steinschmäher wirbelten hinter ihnen ihre Liebesfreude noch seliger in den Himmel, die Wässerlein pinkten verstohlen durchs Moos und die blaue, lichtzitternde Luft wiederholte verklärt diese Lieder einsamen Erden Glückes.

Gegen den Abend stiegen die zwei jungen Menschen aus dem Hochtalkessel von Windelspiel wieder zum Ramm des Gebirges herauf. Das Schönlein sah wirklich wie ein Prinzeßchen aus, nicht so eins, wie es in Schlössern auf Daunenbetten heranwächst, sondern wie es sich Gott selber in der Schule der Natur bildet, wo der Wind der Tanzmeister, die Not der Lehrherr ist, Vögel und Wässer die Gesänge vormachen und Herz und Muge von Sonne und Himmel die Trunkenheit, Tiefe und Klarheit erben.

Das Mädchen trug ein Leibchen aus blauem Leinen, das von einer rotweißen Schnur vorn zusammengehalten wurde, die durch eine Doppelreihe von Schnürlöchern lief. Hals und Ärmel und die unten ausgezackten Ränder der lustigen Weste waren mit weißen

Schrägstreifen eingefast. Der eingekrauste blauweißkarierte Rock reichte ihr bis an die halben Waden und trug am unteren Rand als Verzierung eine dreifache Reihe großer Kreuzstiche aus roter und grüner Wolle. Altsilberfarbene Seidenstrümpfe hoben die Form ihrer wundervollen Beine hervor, feste aber kostete Halbschuhchen ließen das Spiel der entzückendsten Knöchel sehen. Ein blumiges Seidentuch trug sie lose um den Hals, und gegen die beginnende Nachtkälte hatte sie die orangefarbene Strickjacke angezogen, die ihr der Geigenmacher erst nach einem kleinen Kampf hatte aufdringen können. Überhaupt hatte der Künstler sie kostbarer kleiden, ganz in Seide hüllen wollen. Doch das Schönlein war mit ihrem kleinen, stahlharten Kopfe durchgedrungen und hatte auch nicht das Verschonen ihrer alten Kleidung zugegeben. Wohl oder übel, der Geigenmacher trug die festzusammengeschnürte Hülle als großen Pack im Rucksack und haderte, nicht wegen der kleinen Mühe, die es ihm machte, heimlich ein wenig mit der Starr-

köpfigkeit des Schönleins, sondern weil er durch diesen alten Rückstand, den er mit-schleppen mußte, das liebe Mädchen noch nicht ganz sicher in seine Welt hineingezaubert hatte. Aber auch das Schönlein hatte verschwiegen an manchem Schatten zu schlucken, über die der Geigenmacher vielleicht laut gelacht haben würde, wenn sie ihm leise und bedrängt davon gesprochen hätte. Denn das Mädchen mochte noch so randvoll der Freude sein, endlich in Kleidern zu stecken, die sie sich tausendmal am Tage brennend gewünscht und im Traum der Nacht unzähligemal be-sessen hatte, nun ihr der Wunschrock um die Waden tanzte, war sie sich wie abhanden gekommen und wußte manchmal richtig nicht, wer sie denn nun eigentlich sei, das Witwen-kind der Botenfrau aus dem Beihaus drun-ten im Dorfe oder das „Schönlein“ dieses Mannes, dieses Geigenmachers, dessen Un-begreiflichkeiten so lebenswert waren und dessen Liebe ihr doch gerade jetzt solchen Kummer bereitete, da er sie durch die Klei-der so erfreut hatte. Manchmal war es ihr,

als habe sie sich durch die schönen Sachen von ihm kaufen lassen, sie käme nie mehr von ihm los und wenn doch, was würde die Mutter von ihr denken, wenn sie in vornehmen Kleidern vor sie hinträte, die ihr ein fremder Mann geschenkt hatte. All diese Bedrängnisse, Befürchtungen und Gespenster gingen dem Schönlein wie ein lautloses Murremspiel durch die heimlichste Seele, während sie lachend und beschwingt durch den abendgrauen Wald gegen den Ramm des Gebirges emporstieg, das sich die spitzen Ruppen der beiden Habichtsköpfe von dem sinkenden Tage rot anglühen ließ, um durch das Dämmern sicher in die Nacht hineinzufinden.

Je näher sie sich gegen die Höhe des Rammes heraufarbeiteten, je niedriger der Wald um sie wurde, desto mehr nahm der kühle Wind ab, desto stiller wurde es, daß endlich das Wasserrauschen und Baumbrausen tief drunten, weit draußen zu hören war, wie das leise undeutliche Gemurmel einer unendlichen Volksmenge.

Der Geigenmacher faßte des Schönleins Arm, hielt sie an und sagte geheimnisvoll: „Hörst du das schwache Brummen?“

Das Mädchen lauschte und nickte nur ergriffen zur Antwort. „Das ist die Welt der Menschen, die unter uns zurückbleibt und bald ganz verschwunden sein wird,“ sprach der Künstler geheimnisvoll und glücklich.

Und als sie nach wenigen Schritten um eine Felsgruppe gebogen waren, war mit eins jeder Laut der Tiefe erloschen, wie von Geisterhand aus der Luft gewischt, das unendliche uranfängliche Schweigen der Gipfel hatte begonnen und eine Wärme herrschte, die an Schwüle grenzte.

„Ja, ja, mein liebes Mädchen, sieh dich nur um,“ sagte schalkhaft der Geigenmacher, „wir sind jetzt in die Himmelsstube gekommen. Die heizt der Bergwirt droben am Habichtskopf und die Sterne leuchten dem Wunder und die Wunder den Sternen. Komm, Schönlein, ich bin durstig wie ein Schwamm und müde wie ein Maultier.“ Übermütig, ohne ihre Einwilligung abzu-

warten, nahm er das Schönlein unter den Arm und stürmte den sich immer mehr verbreiternden Weg zum Bergwirthshaus hinauf. Er deutete das schwere Zurücklehnen des Mädchens in seinen Arm als zärtliche Zustimmung.

Das letzte blasse Rotscheintchen über dem Sabichtskopf wurde von der Nacht ausgeblasen. Das große Einkehrhaus lag eine Weile wie ein Riesenfloß in der Dunkelheit. Als sie sich seiner Türschwelle näherten, flammte das Licht in der unteren Fensterreihe auf. Wie in Windelspiel beim Kleiderkauf traten sie als Bruder und Schwester auf, ließen sich getrennte, doch nebeneinander liegende Zimmer anweisen und saßen nicht lange danach in der riesigen, niedrigen Gaststube vor dem „Göttermahl“, das der Geigenmacher zur „Feier dieses hohen Festtages“ bestellt hatte. Der Künstler war von einer übersprudelnden, fast knabenhaften Lustigkeit und wollte das Schönlein durchaus in das Schwelgen seines Herzens mit hineinreißen. Die wenigen Gäste an den übrigen

Tischen begannen zu fingen. Der Zitherspieler kimperte seine sentimentalcn Lieder und Tänze. Aber das Schönlein taute nur zu einer halben Heiterkeit auf. Über ihrem Gesicht lag eine leise Melancholie. Ihre Augen waren still und groß, als bemühe sie sich, den Geigenmacher durch den Schleier seines Übermuths zu sehen und verfolgte die spaßigen Kapriolen seines Gesprächs mit einer Aufmerksamkeit, als seien sie mit einem gefährlichen Sinn geladen. Wenn er im Drang seiner Zärtlichkeit ihre Hand ergriff, so zuckte sie errötcnd zusammen und strafte ihn mit einem Blick ihrer Augen, in dessen Tiefe ein mühsam bezwungenes Feuer schimmerte. Sie war schwerer und süßer geworden und der Geigenmacher empfand dieses warme Zurückweichen mit Recht als den Beginn des Entgegenflutens ihres erwachenden feischen Herzens. So wurde der Mann immer begeisterter und leerte immer und immer wieder das Glas auf ihren Zauber, auf ihr Geheimnis, auf ihr und sein Glück. Das Schönlein nippte nur an dem Wein und sah

sich nach den offenen Fenstern um, durch die die Stille der großen Nacht hereinströmte.

Als der Geigenmacher einmal auf kurze Zeit das Zimmer verließ, nahm sie ihre Jacke unauffällig, aber eilig und verschwand. Ihr Dasein war nahe daran, von ihrem Herzen verschlungen zu werden und sie glich einem Wanderer, über den plötzlich die Nacht hereinfällt und seine heimatliche Erde in einen drohenden fremden Kontinent verwandelt. Mit jedem Schritt vorwärts wächst die Gefahr, das Entrinnen wird zum Verstricken, je heißer die Flucht jagt, desto sicherer führt sie in Pfadlosigkeit und endlich bemächtigt sich des Irrenden eine so unbegreifliche Verwandlung seines Empfindens, daß es ihm eine Wollust bereitet, aus der Not sich in größere Not zu retten und im vollkommenen Erliegen seine vollkommene Erlösung zu sehen.

In dieser Stimmung lief das Schönlein durch den langen, wenig erhellten unteren Flur, auf den Zehen, fast unhörbar, kam an eine in der Finsternis liegende Hintertür,

riß sie auf und stand im nächsten Augenblick mitten in einer Steinwildnis. Nichts war zu hören, als das Brausen ihres Blutes und der Laut ihres Herzens, den sie wie ein leises geisterhaftes Gedonner an der Himmelskuppel vernahm. Jeder Schritt, den sie vorwärts tat, schien meilenlang zu sein und nach kurzer Zeit kam es ihr vor, sie sei Tage weit von dem Bergwirthshaus entfernt, und wirklich, als sie sich umwandte, sah sie keinen Lichtschimmer von ihm und hörte keinen Laut.

Nach wenigen weiteren Schritten stand sie auf einem jener kleinen Wiesenfleckchen, die wie winzige, grüne Oasen in die Steinwüste gesät sind und ließ sich mit einem Seufzer der Geborgenheit in dem kurzen Grase nieder. Die Felsen standen um sie wie verummte, stumme Geschwister und wiederholten ihre verworrenen Gedanken und Gefühle verworren, aber tiefer und drohender wie sie sie von ihr empfangen, daß sie ganz mutlos sich hinlegte, die Arme unter den Kopf schob und ihre Augen auf die Sterne über sich richtete, um durch den Anblick dieser

ewig unwandelbaren, himmlischen Lichtgefährten der Menschennacht in die frühere Sicherheit ihres kindhaften Herzens zurückgeführt zu werden. Aber schon nach wenigen Minuten des hingebenden Versinkens erstaunte sie über die Welt des Sternenhimmels, die sie so noch nie in ihrem Leben gesehen hatte. Das waren ja gar nicht mehr die ewiggütigen, göttlichen Lichtgestalten ihrer kindlichen Traumwelt! Sie funkelten grün in drohender Feindseligkeit, flackerten in roter Leidenschaft, schienen zu erlöschen, unterzutauchen, zu hüpfen, quirlten durcheinander, daß es aussah als seien sie das Lichtgeblätter eines unendlichen Weltenbaumes, von einem Sturm geschüttelt, den man sah, aber nicht hören konnte. Und das Schölein, dessen flutendgewordenes Herz Sicherheit und Ruhe bei ihnen gesucht hatte, lag nicht mehr auf der festen Erde, sondern fühlte sich wie auf einem schwankenden, tanzenden Schiff. Und nun mußte der unhörbare Sturm des Himmels zu einem Orkan angewachsen sein, denn da und dort begann sich eines der

Funkenblätter zu lösen und wirbelte in den Raum, dann aber schossen ganze Scharen des Lichtlaubcs aus dem Himmel, es steigerte sich zu einem wahren Funkenregen roter, gelber, weißer, blauer Flämmchen, die sich auf die Erde stürzten und in der Nacht um das Mädchen erloschen. Und als eine große, blauglühende Kugel nicht weit von ihr in die Erde schlug, fuhr das Schönlein in Schrecken auf, um zu sehen wohin sie gefallen sei, und sich noch rechtzeitig vor dem Brand zu retten, der im nächsten Augenblick aus der Erde züngeln mußte. Aber es blieb dunkel und lautlos um sie und sie saß ratlos im Wogen und Kreisen der unendlichen Nacht, so taumelnd und benommen wie als Kind nach einer Karussellfahrt.

Da hörte sie ihren Namen rufen, erst weit, dann immer näher, dringender: „Schönlein, Schönlein, wo bist du? Schönlein!“, rief der Geigenmacher. Aber sie konnte sich nicht bewegen und brachte keinen Laut über ihre Lippen. Der Künstler hatte das Schönlein bei seinem Zurückkehren in die Gaststube erst

eine Weile am Tisch erwartet. Da sie aber zu lange ausblieb, hatte er sie auf ihrem Zimmer gesucht und war dann, von Angst und Sorgen getrieben, in die Nacht hinausgeeilt. Je länger er vergeblich suchte, um so tiefer, brennender fühlte er die Leidenschaft für sie. So vollkommen war sein Wesen von diesem räthselhaften Mädchen ergriffen, daß er mit seinem Leben und seiner Kunst am sicheren Ende zu sein dünkte, wenn ihm das Schönlein für immer entschlüpfte sei. Deswegen lief er atemlos durch die Felsen nach allen Richtungen um das Haus und je öfter er ihren Namen in die Nacht rief, desto geheimnisvoller, süßer, zauberhafter wiederholte ihn sein verliebtes Herz und desto schmerzlicher wuchs seine Bedrängnis, wenn sein Ruf ohne Wiederlaut im Dunkel verhallte.

Endlich als er mit Mühe einen hohen Felsblock erklettert hatte, sah er sie vor sich, aber nicht wie einen lebenden Menschen, sondern wie eine Halluzination seines Bildnertraumes, ein herrliches edles Gebilde, nach

dem seine Künstlersehnsucht bisher vergeblich gerungen hatte. Abgewandt saß das Schönlein, regungslos. Der lange Hals, das kleine Wirbelsköpfchen, die abfallenden, zart melodios geschwungenen Schultern, die wundervolle Taille und dann die herrliche, schwere Rundung der Hüften . . . Wie eine edelste Geige, ihm von Gott in die Nacht gezaubert, saß das Schönlein.

Nachdem der Sturm seiner Überraschung sich in ein seliges Glück verwandelt hatte, stieg er lautlos, in fast andächtiger Scheu zu dem Mädchen nieder, das sich nicht rührte, auch als er ganz nahe hinter ihr stand.

Da beugte er sich nieder und flüsterte ihr zärtlich in die Ohren: „Liebste Schönlein“ und weil sie sich noch nicht bewegte, sondern nur einen Laut erleichterter Erschöpfung von sich gab, half er ihr empor und führte sie zwischen den Felsen zu dem Hause zurück. Sie taumelte wie trunken und ihr Köpfchen hing müde auf dem Hals. Auf seine ängstlichen Fragen, warum sie hinausgelaufen sei, ihm keine Antwort gegeben habe und ob sie

sich krank fühle, schüttelte sie nur den Kopf, schauerte zusammen und murmelte zusammenhanglos: „ . . . nein, nein . . . der Himmel tanzt . . ., stürzt ein . . ., die Sterne wirbeln . . ., die Sterne . . ., oh, die Sterne . . . mein lieber Geigenmacher, sei nicht böse . . .“

So brachte er sie an die Thür ihrer Stube. Dort schnellte sie sich mit einem Ruck aus seinen Armen, drückte ihm leidenschaftlich die Hand und verschwand in einem Huschen hinter der Thür, die sie jäh abschloß.

Als er in der Nacht erwachte, hörte er sie durch die dünne Wand im Traume leise singen.

*

*

*

Nach dem langen beschwerlichen Marsch des gestrigen Tages und den Aufregungen schliefen sie bis in den halben Vormittag hinein. Alle anderen Gäste des Hauses waren längst davongewandert. Die große Stube war leer und lag in dem halben Dunkel der geschwärzten, niedrigen Balkendecke. Von der breiten Glasveranda ergoß sich

durch drei Fenster und eine Thür ein Strom von Licht. Dort ließen sie sich den Frühstückstisch herrichten. Denn von hier aus hatten sie einen fast ungeschmälerten Blick über einen großen Theil des weitläufigen, vielfältigen Gebirges, das sich im Glanze des klarsten Tages vor ihnen ausbreitete. Das sanfte Auf- und Abwogen der Schnäbelwiese, die blauen, labyrinthischen Wunder der sieben Gründe, die durchsichtigen Silberschleier, die vom Grünwasser aufstiegen, den großen Sahichtskopf, dessen Steintrümmer in der Sonne blitzten wie Metallplatten. Lange Rücken verloren sich geheimnißvoll im Zittern der Luft. Ganz ferne Bergkuppen sahen aus wie ungewisse Erscheinungen des Himmels.

Reines rührte mit einem Laut an die Vorgänge des gestrigen Tages. Sie schienen nur erfüllt von dem Glück dieses gesegneten Anblickes und waren doch gefangen und überblüht von einem Zauber, für den die Freude an den Schönheiten der Erde nur ein schwacher, ungenügender Ausdruck war. Aus dem Schönen klang eine stille, milde Heiterkeit,

als sei die wilde Scheu und jähe Kühnheit für immer in ihr verschwunden, und wenn sie den Geigenmacher bei seinen begeisterten Ausbrüchen über die „verrückten, geradezu unflätigen Herrlichkeiten dieses himmlischen Tages“ mit ihren still gewordenen Augen ansah, in denen das grüne Feuer sich zu tiefer Sonnenhaftigkeit verwandelt hatte, wurde er von diesem Aufblühen des Schönleins für ihn so ergriffen, daß er mitten im Rausch seiner Worte verstummte, die Augen schloß und schweratmend, lautlos dasaß und fassungslos den Kopf schüttelte wie in einer unfaßbaren Rätselhaftigkeit des höchsten Glückes.

Und wie sich dieses durstige Trinken ihres lichterfüllten Auges wiederholte, wurde die Ergriffenheit des Geigenmachers stärker und stärker, bis er einmal in leidenschaftlicher Erschütterung aufsprang, den kleinen Tisch packte und schüttelte, daß das Geschirr klirrte.

„Ich zerbreche diesen Tisch,“ sagte er fast tonlos in der Dämonie seiner Liebe.

Und als er den fassungslosen Schrecken in

des Schönleins Gesicht wegen seines Ausbruchs gewährte, wiederholte er diese Drohung, aber nun lächelnd und in unendlicher Zärtlichkeit: „Ja, ja, Schönlein, ich zerbreche diesen Tisch vor lauter Glück, wenn wir nicht gleich hinausgehen und uns in den Bergen tummeln.“

Da federte auch das Schönlein auf ihre Füße und brach in übermütiges Lachen aus.

„Laß ihn ganz, Geigenmacher! Wir gehen ja schon,“ sagte sie fröhlich und reichte ihm ihre Hand, die er mit seinen beiden heißen Händen inbrünstig umschloß.

Bald waren die beiden draußen wie tanzend zwischen dem Gefels verschwunden und der Wirt stand am Fenster und sah schmunzelnd diesen sonderbaren Geschwistern nach.

Und wonach der Geigenmacher im Instinkt seiner Liebe verlangt hatte, das geschah: die Wunder des Gebirges, durch die sie planlos bergauf und bergab wanderten, führten sie tiefer in die Wunder ihrer Liebe. Wie die Ahnungen ferner Schönheiten sich beim Näherkommen in glückvolle Überraschungen

verwandelten, wie die Wirrnis widersinniger Steige in die Sicherheit eines guten entschiedenen Weges mündete: klärten und näherten sich die Herzen und das Leben dieser beiden Menschen, als seien sie von Anfang füreinander geschaffen, und der Geigenmacher floß über von dem Glück und Kampf für seine Kunst, daß das Schönlein vor Staunen und dunkler Bewunderung oft lange wortlos neben ihm ging, weil sie geheimnißvoll von einer seligen Unsicherheit berührt wurde wie gestern nacht, als sie die Sterne so verwirrend hatte über sich tanzen sehen.

Gegen den halben Nachmittag lenkte der Geigenmacher unauffällig in die Richtung nach seiner Waldhütte und stand mit dem Schönlein zur Abendzeit an einer jener Stellen des Rammes, wo das Gebirge unvermutet klastertief in einen graufigen Felsenabgrund abstürzt. Hier genießt man einen ungehemmten, fast so weit reichenden Blick in die bebaute Ebene, als befände man sich auf dem Gipfel eines Berges. Das erste Dämmern des Abends war schon vorüber

und die Erde lag in einer geheimnisvollen Klarheit unter ihnen, wie sie Menschen nach dem ersten, tiefen Müdesein vor dem Untertauchen in die Nacht des Schlafes so oft auf einen Augenblick überfällt, daß das unausdenkbar verworrene Getriebe des überwundenen Tages klar vor ihrem allerdings inneren Auge ausgebreitet liegt. So klar sahen sie das Land unter sich, das am Tage gewöhnlich durch den Lichtdunst der Sonne verhüllt wird, die es doch erhellt.

Wie ein buntes unendliches Meer sah es aus, dessen Wellen die Hügel und niedrigeren Bergstriche waren. Und da nun die ersten Schatten und letzten Lichter abwechselnd darüber hinhuschten, schienen die unzähligen Ortschaften mit ihren roten Dächern, Türmen und Essen Schwärme von Fahrzeugen zu sein, die durcheinander wimmelten, und jedes mühte sich aus der Enge seines Wellentales heraus in den fernen freien Horizont zu kommen, wo das Land zu einem magisch hellen Lufthauch wurde und ohne klaffenden

Riß, ohne Brücke in den Himmel hineinglitt, als sei es selber Himmel.

Als das Schönlein sich an diesem Anblick eine stumme Weile tief verloren hatte, wurde es von Schwindelgefühl gepackt, trat schnell vom Rand des Abgrundes zurück und griff hilfesuchend nach des Geigenmachers Hand, um nicht in die schreckliche Welt hinunterzufallen.

„Ach, liebes Schönlein,“ sagte der Geigenmacher, „da ist doch nichts zu fürchten! Denn siehst du nicht da hinten den Himmel offen, und wenn wir beiden in die Welt fallen, kommen wir doch auch in den Himmel.“

Statt aller Antwort hielt ihn das liebe Mädchen von dem Schritt, den er spaßhaft vorwärts tun wollte, zurück, drängte sich fest an ihn, lehnte das Köpfchen an seine Schulter und schüttelte es energisch.

„Ja, du willst nicht in die Welt hinunter?“ fragte der Geigenmacher leise.

Sie verneinte lautlos.

„Aber in den Himmel möchtest du?“

Energisch wiederholte sie die stumme Verneinung.

„Ja, um Gottes willen, was willst du denn da eigentlich?“ fragte zum drittenmal der Geigenmacher, in dessen Herzen schon die Fiedeln zu spielen begannen.

„Es ist doch vielleicht besser, ich bleibe bei dir, bis die Mutter schreibt,“ antwortete das Schönlein endlich stockend, fast unverständlich und fühlte sich in einer Glut stehen, die ihre Sinne umnebelte.

Der Geigenmacher sah sie nicht erröten, denn in diesem Augenblick fiel die Nacht über die Erde. In seinem Herzen aber brach ein Jubelkonzert, wie ein lange aufgestauter Strom los.

Er umfaßte das Schönlein und trug es einige Schritte von dem Abgrund weg, und während die beiden die ersten Küsse aus einander tranken, stahl sich da und dort ein Stern aus dem Dunkel und sah blinzeln auf die Erde.

*

*

*

Wie sie unfühlend, weil zu selig, an dem nahen Abgrund der Erde gestanden hatten, so bewegten sie sich, nach wie langer Zeit wußten sie nicht, um den Abgrund herum, auf einem anderen Weg, als dem, den sie gekommen waren, in ihre Hütte zurück. Aus den Felsen wurden sie in das Gebiet der Kriechkiefeln geführt, die Bäume des Tales begannen neben ihnen aufzusteigen, erst zerzaust, geduckt, verkrüppelt, dann immer höher, freier, kühner und endlich war das Brausen des Hochwaldes um sie, das die Nacht so wohnlich und sicher macht, weil gleichsam das Geheimnis unseres Wesens, diese uns gewohnte Unergründlichkeit, in tausend Stimmen, die alle doch nur eine sind, um uns singt und orgelt.

Aber was der Geigenmacher und das Schönlein sahen, war doch nur ihr unbeschreiblicher Zustand, was sie hörten, der Klang ihrer geheimnisvollen Davongeführtheit, und wenn sie auf Augenblicke zu ihrer irdischen Existenz erwachten, so brachten sie es nur zu einigen belanglosen Wor-

ten, wie Schläfer, die auf Sekunden aus seligem Traume auftauchen, unbegreifliche Laute sprechen und gleich wieder in die Wunder ihres Inneren zurücksinken.

Der Mond hatte seine Silberfahrt am Himmel begonnen und leuchtete ihnen, das Wässerlein hatte sich zu ihnen gefunden und führte sie, und endlich sahen sie die Hütte auf der kleinen Blöße vor sich auftauchen.

Da machte sich das Schönlein von dem Geigenmacher los und bat den Geliebten, sie noch diese Nacht allein in dem Häuschen zu lassen, denn ehe sie ganz die Seine werde, müsse sie noch einmal ungestört mit sich und Gott zu Räte gehen.

„Morgen früh mit dem neuen Tage,“ sagte sie, „mag dann unser neues Leben beginnen.“

„Mag?“ fragte der Geigenmacher betroffen.

„Nun, soll,“ antwortete das Schönlein, „wenn alles geschlichtet ist.“

„Und ich?“ fragte der Geigenmacher wieder, „wo bleibe ich diese Nacht?“

„Du steigst wieder ins Bergwirthshaus hinauf, bleibst da droben die Nacht allein und gehst auch mit dir ins Gericht, ob es recht und gut ist, dich für immer mit einem armen, hergelaufenen Wesen zu verbinden. Und wenn alles gut abläuft und die Sterne sagen ‚ja,‘ so kommst du morgen früh herunter, aber nicht eher, als bis es heller, voller Tag ist.“

„Du! — Und du willst allein in der Hütte bleiben?“ fragte der Geigenmacher, um ihren absonderlichen Entschluß vielleicht doch noch zu erschüttern.

„Ja, freilich, ja,“ entgegnete sie entschieden, „ich bin doch auch in dem Häuschen meiner Mutter allein gewesen. Also, bitte, gib mir den Schlüssel und meine alten Sachen und laß mir noch einmal meinen Willen, ehe ich keinen andern als deinen mehr haben kann. Geh, mein Lieber, leb’ wohl. Auf Wiedersehen!“

Dann umschlang sie ihn stürmisch, nahm den Schlüssel und den Rucksack in Empfang und wandte sich zum Gehen.

Als sie sich nach einigen Schritten umdrehte, sah sie den Geigenmacher noch immer unbeweglich, wie einen Pfahl auf derselben Stelle stehen. Er rief noch einmal leise und bittend: „Schönlein, liebes Schönlein!“

Dann wandte er sich langsam und verschwand in der Nacht des Hochwaldes.

Natürlich vermochte der Geigenmacher diese Nacht den Schlaf so wenig zu finden, wie eine verlorene Nadel auf einem Sandhaufen in der Finsternis. Er wäre kein Mann gewesen, wenn er nicht nur auf dem Rückwege zum Bergwirthshaus, sondern noch lange nachher an dem bitteren Grimm über des Schönleins kindhafte Zwieselfköpfigkeit gelitten hätte, daß sie ihn nach einem Tage so sicheren Glückes so schmählich abspeisen konnte, als habe er ein einziges Mal über das Dach eines Hauses mit ihr geredet, ohne sie zu sehen. Und er hätte nicht bis in die letzte Faser seines Wesens in sie verliebt sein müssen, wenn er nicht zugleich über die Weigerung ihres beherrschten und ernststen Herzens beglückt gewesen wäre, die himmelsbunten

Stunden dieses köstlichen Tages in den Feuern einer Liebesnacht zu verbrennen. Aber vielleicht wußte sie in ihrer engelhaften Reinheit gar nichts von den heißen Springsfluten, die in den Herzen der Männer aufbrechen und ihre heiligsten Gefühle so oft in der Blindheit des Verlangens untergehen lassen. Und wenn der Geigenmacher von einer solchen Glutwoge gepackt wurde, sprang er aus dem zerwühlten Bett und begann sich mit dem fiebernden Vorsatz anzukleiden, jetzt, gleich, in der Nacht hinunterzueilen und, koste es, was es wolle, bei dem Schönlein Eingang zu erzwingen. Aber diese Raublust seiner Liebe dauerte nicht lange. Noch ehe er über die Strümpfe und Hosen hinausgekommen war, saß er auf dem Bett-
rande in einer blauen Verklärung, in einer zauberhaften Entrücktheit, daß er das Schönlein vor sich sah, wie sie zögernd von ihm ging, immer weiter in das blaue Dunkel hinausgezogen wurde und vor dem völligen Verschwinden den Kopf nach ihm umwandte, um mit einem Gesicht voll anklagender Liebe von

ihm Abschied zu nehmen. Und während ihre Duftgestalt immer undeutlicher wurde und ihre Umrisse mit sanftem Aufleuchten ganz erloschen, quoll aus dem Unfaßbaren über ihm — durch die ganze Welt in unbeschreiblichem Wohl laut eine Woge des Liedes:

„O sanctissima, o piissima“

nicht mehr, als durch einen einzigen Türschwung aus dem Himmelsraum zu ihm dringen konnte, daß er die Kleiderrüstung wieder von sich warf und mit angehaltenem Atem auf die Fortsetzung des Liedes wartete, bis er sich überzeugen mußte, daß der Sahichtskopf droben in einem hohen Sternenswind zu pfeifen begonnen hatte.

Auf diese Weise brachte der Geigenmacher die Nacht zu, und wenn ihn doch der Schlaf auf zwei, drei Senseshiebe aus seiner Unruhe entrückt hatte, fuhr er erschrocken vom Lager auf, eilte ans Fenster und riß den Vorhang herum, weil er fürchtete, die Welt stecke schon tief im nächsten Tage. Aber der totenblasse Mond schwankte immer noch in

den Nebelwolken und der Habichtskopf pfiß und tanzte im Sturm, als solle diese verwünschte Nacht noch ein Jahr dauern.

Endlich, als er wieder einmal aus kurzem Schlafe erwachte, stand der Tag, abgewürgt und fahl, vor den Fenstern, als ob er sich nicht zu leben getraute.

„Das kann ja schön werden,“ murmelte der Geigenmacher bekümmert und machte sich doch in fliegender Eile zum Aufbruch zurecht, obwohl es noch lange Stunden bis zu dem Zeitpunkt waren, an dem er sich drunten beim Schönlein in der Hütte einfinden sollte. Auf den Zehen, um niemand zu wecken, schlich er aus dem Hause, und als er den Morgenwind um sich spürte, sprang er in langen Sätzen wie ein befreiter Häftling zwischen den Felsen davon. Allein schon beim ersten Abweg drehte es ihm die Füße zum Marsch ins Tal hinunter, und er mußte alle Gewalt zusammennehmen, seiner Ungeduld nicht zu erliegen. Um über das unbändige Verlangen Herr zu werden und sein Gemüt in das klare schöne Glück des vorigen Tages

zurückzuführen, beschloß er, auf denselben Umwegen wie gestern mit dem Schönlein, dem Thal zuzustreben. Er zog die Uhr, rechnete die Zeit aus und fing einen trödelnden Trab an, ruhte an den alten Raststätten, grüßte Blumen, die das Schönlein erfreut, verlor sich an Ausblicke, die sie beglückt hatten, hörte des lieben Mädchens Stimme in sich aufklingen und nahm nicht wahr, daß sein Wandeln in Laufen und sein Laufen in Rasen ausartete, so daß er nach kaum einer Stunde an dem Felssturz stand, wo ihm gestern das Schönlein in williger Liebe das erstemal ans Herz gesunken war. Er hatte von hier aus kaum noch eine Stunde bis hinunter zur Hütte. Denselben Weg noch einmal zu machen, nur um die Zeit totzuschlagen, diesen Mut brachte er nicht auf. Darum begann er langsam wie eine Schnecke den Berg hinunterzutriecken und schmunzelte beglückt in sich hinein, weil ihm der Gedanke kam, das Schönlein habe nur deswegen eine so späte Stunde zum Wiedersehen festgesetzt, um seine Liebe auf die Probe zu stellen.

Wahrscheinlich stehe sie schon vor der Hütte und schaue ungeduldig nach ihm aus. Auf diese Weise wurde aus seinem Säumen wieder nichts. Ehe er es sich versah, war der Unband seines Herzens wieder wach und trieb ihn in großen Sprüngen zu Tal. Je weiter er hinunterkam, desto dichter wurde ein weißer, seidiger Nebel, der leise in einer schwülen Luft durch die Kronen der Bäume spann, wie es an Tagen geschieht, deren Morgen schon mit dem Gewitter spielt.

Um das Schönlein zu überraschen, bog er von dem Steige ab und näherte sich auf einem großen Umweg mitten durch den ungebahnten Wald der Hütte.

Sein Herz sang immer lauter, und er mußte sich bezwingen, nicht laut und jubelnd nach dem Schönlein zu rufen. Als er durch die letzten Baumreihen das kleine, graue Schrottholzhauschen auf der winzigen Blöße im Nebel schwanke sah, trat gerade die Sonne in der Höhe heraus und warf ihre ersten sieghaften Strahlen auf die Erde, daß die

Hütte in einem Schimmer silbriger Verklärung stand, als sei sie ein einsames, weltverschollenes Heiligtum.

Nichts rührte sich um sie. Lautlos lag sie da. Und hatte der Geigenmacher vorher mit Gewalt den Ruf nach dem Schönlein zurückhalten müssen, nun, da der Himmel sichtbar ihre bevorstehende Vereinigung mit dieser Schönheit segnete, konnte er vor Ergriffenheit zu keinem Wort kommen.

Behutsam näherte er sich dem Häuslein, dessen Umgebung sorgsam gesetzt war, klopfte an die Thür und bekam keine Antwort. Vielleicht, dachte der Geigenmacher, ist sie mit den Vorbereitungen zu meiner Ankunft in einer Versunkenheit beschäftigt, daß sie den Laut an der Thür nicht gehört hat, und um sie bei dieser Arbeit hingebender Liebe unbemerkt betrachten zu können, spähte er vorsichtig durchs Fenster in das Stübchen, das in dem Licht der sonnenschimmernden Nebel lag, voll einer gedämpften Helle, wie sie Zimmer mit Mullvorhängen an den Fenstern erfüllt, daß sie jungfräulich, kindhaft und alt-

väterisch zugleich aussehen. Auf der Werkbank lag der neue Kleiderstaat des Schönleins sorgfältig ausgebreitet. Un dem blauen Leibchen war ein kleines Sträußchen goldgelber Blumen befestigt, darunter, auf dem Fußboden, standen die zierlichen Schuhe, spiegelblank geglättet, das Bett in Ordnung, wie unberührt. Alles festlich hergerichtet. Von dem Schönlein aber war nichts zu sehen und zu hören. Mit stockendem Herzen trat der Geigenmacher zurück und ging spähend und nach allen Richtungen lauschend um das Haus.

„Was ist denn bloß mit dem Mädchen geschehen? Wo ist sie hin?“ sann der Künstler, der vor Betroffenheit wie stumm war. Da erklang von dem kleinen Teich her der übermütige Schrecklaut einer weiblichen Stimme. Das konnte niemand anders als das Schönlein sein. Lautlos, wie ein Jäger auf der Wildfährte, pürschte sich der Geigenmacher näher und näher. Kein dürres Zweiglein knackte unter seinem Fuß, kein zurückgebogener Ast wuchtete. Und nun sah er sie vor

sich. Im Begriff zu baden, saß sie abgewendet auf dem übermoosten großen Felswacken und plätscherte mit den Füßen in dem stillen Wasser. Ihr zarter, fester Körper ganz enthüllt, das Wunder der melodiosen schmalen Schultern, die herrliche Schwingung ihrer Taille, die zauberhafte, wie sonore Rundung ihrer zierlichen Hüften. Ach und der schlanke, lange Hals mit dem kleinen blonden Wirbelköpfchen ... Der Geigenmacher war benommen von seligster Hingerissenheit. Ohne es zu wissen, rief er in Ekstase: „Herrliches Schönlein!“ Auf diesen Laut sprang das Schönlein wie von einer Kugel zu Tode getroffen vom Stein ins Wasser, verbarg sich hinter dem Felswacken, schrie nicht, sondern zischte in höchster Empörung: „Pfui!“ und wieder „Pfui!“, nannte ihn einen gemeinen Menschen und befahl ihm in höchstem Zorn, sich sofort bis auf die breite Gebirgsstraße zu entfernen und dort eine Stunde zu warten. Dann werde sich ergeben, was zu geschehen habe. Wenn er aber wage, nur noch einen Schritt näher zu kommen, dann ereigne

sich etwas, was weder sie noch er im Leben mehr gutmachen könnten.

Betäubt vor Schrecken und Traurigkeit ging der Geigenmacher von dannen und wagte nicht mehr zurückzusehen.

Als der Geigenmacher die breite Straße erreicht hatte, die über das Gebirge auf die andere Seite führt, ließ er sich tief im Hochwald auf einen Stammstumpf nieder und versank in eine unbewegliche Dunkelheit des Gemüthes, weil er weder wagte, sich in eine lebhafteste Empfindung seines jetzigen Zustandes einzulassen, noch der Vergangenheit zu denken oder sich seine Zukunft vorzustellen. Er hatte sein braunes Hüttlein vor sich auf den Boden gestellt und sah stumpfsinnig darauf nieder. Seine feuchten Haare fielen ihm in die Stirn. Er strich sie nicht zurück. Wanderer kamen und gingen auf der Bergstraße plaudernd und singend vorüber. Dann und wann knarrte ein Fuhrwerk. Der Rutscher schrie und knallte mit der Peitsche. Dann war es ganz still bis auf den Wald,

der manchmal unter dem Anprall eines verirrten Windstoßes zusammenschauerte.

Der Geigenmacher nahm in seiner leeren, ohnmächtigen Versunkenheit nichts wahr, und das einzige, was er genau wußte, daß alles zerschlagen und vorbei sei, wagte er nicht, sich zu gestehen. Mit aller Gewalt wehrte er sich gegen die Flut einer Finsternis, die in ihm aufdrängte und, einmal der Fesseln seines Willens ledig, wie eine Überschwemmung sein Wesen, sein Leben, seine Kunst entwurzeln, zerwirbeln und in Trümmern davonführen mußte.

Und indem seine Gedanken an dieser Tatsache von ferne hingingen, wie letzte lichtschwache Wölkchen auf die eingebrochene Nacht der Erde niederlugen, wehrte er sich gegen sie und sein Erliegen, obwohl doch mit der Empfindung dieser Ohnmacht der Genuß seiner letzten Kostbarkeit auf schmerzliche Art zu schmecken war.

So saß der Geigenmacher und wühlte Luft in Luft, bis er sich erhob. An seiner Erschöpfung ermaß er, daß die Stunde, die

ihm das Schönlein geboten hatte, längst vorüber sein mußte. Der Sicherheit halber zog er, schon auf dem Rückweg begriffen, die Uhr. Es waren anderthalb Stunden verflossen. Er lächelte voller Bitterkeit über seinen geduldigen Gehorsam und ging langsam weiter. Nur, um das eine nicht denken zu müssen, daß doch sicher war, achtete er auf alles, was er sah und hörte mit mechanischer Genauigkeit, ja mit der geheimen Furcht, es sich genau einzuprägen, weil alles bald für immer versunken sein werde.

Die Schutzhütte tauchte vor ihm auf, verschlossen, lautlos, verlassen.

Er öffnete. Sie war leer. Die Küche blank. Die einzige Stube festlich hergerichtet. Die neuen Kleider des Schönleins mit dem goldgelben Sträußchen, die blanken Schuhe darunter, alles wie er es vorhin durchs Fenster gesehen hatte. Sonst keine Spur von dem Schönlein. Ihr alter Rucksack und das verblichene Kopftuch, das sie nicht auf den Gang über das Gebirge mitgenommen hatte, waren verschwunden.

Es hob dem Geigenmacher die Brust zu einem Ruf nach dem Schönlein, aber er hielt ihn zurück, weil er fühlte, daß es ein Schrei geworden wäre. Tapfer reckte er sich, holte ganz vorsichtig und kurz Athem, prüfte alles genau, wurde immer blässer und wagte es doch noch, zu dem kleinen teichartigen Tümpel hinaufzugehen. Als er aber dem übermoosten Block in dem lautlos kreisenden Wasser gegenüberstand, wo er das Schönlein in seiner unverhüllten Schönheit das letztemal gesehen hatte, war es mit seiner Beherrschung vorbei.

In den ärmlichen Kleidern, wie sie vor Tagen zu ihm gekommen war, war sie geflohen, vor ihm geflohen, voll Stolz und Verachtung, ohne Gruß und ohne einen anderen Fluch als den, den er lautlos überall um sich fühlte. Von einem Schlag betäubt, der blitzartig gegen seinen Kopf und sein Herz zugleich geführt wurde, sank er in die Knie und kauerte sich in die jungen Fichten, die das Teichlein umstanden.

Der Sonnenzeiger rückte weiter. Der

Mittag kam heran. Die Hitze stieg. Die Wolken ballten sich zusammen. Das Wetter begann verhalten zu schneiben. In der Ferne pläzte der erste Donner los.

Da schrak der Geigenmacher auf, wischte sich das Erblinden aus den Augen, brach stürmisch durch die jungen Fichten, lief zur Hütte zurück, suchte nach des Schönleins Spuren, fand sie und fuhr wie ein besessener Jagdhund an ihnen hin, neben dem Bach bergan, hatte sie schon bald verloren, hielt sich ins Tal zurück, kam an den Weg, der durch den Wald der Länge nach zu der Bahnstation einer kleinen Stadt im anderen Kreise führte und lief in einem Wahn, für den er keinen Grund suchte und fand, weiter. Das Wetter brach los. Er hörte es nicht. Blitze wirbelten. Donner keilten ohne Aufhören. Es goß in Sturzbächen. Er triefte von Regen bis auf die Haut und lief und lief.

Gegen Abend stand er auf dem Bahnhof und löste sich eine Fahrkarte nach Breslau. Der Zug fuhr ein. Er sah ihn neugierig an, machte keine Miene einzusteigen und stierte

dem Schaffner, der ihn dringend aufforderte, verständnislos ins Gesicht, dann gab er ihm die Fahrkarte und verließ, trotz des Geschreies, das sich hinter ihm erhob, den Bahnhof, ohne nach dem Zug zurückzusehen, der sich bald darauf in Bewegung setzte.

In derselben Nacht ging er denselben Weg wieder zurück und kam lange nach Mitternacht in der Hütte an. Er wagte nicht, in der Stube zu bleiben, wo des Schönleins Kleider lagen, zündete in der Küche ein Feuer an, rückte sich einen Stuhl an den Ofen und schlief darauf ein.

Am andern Morgen ging er ins Dorf hinaus und frug ohne Wahl alle Menschen, denen er begegnete, wo das Schönlein sei. Aber man lachte ihn aus oder kam ihm grob: denn er taumelte wie ein Trunkener und hatte ein Gesicht wie ein Verkommener. Seine Kleider verschmutzt, zerknittert, halbnass, sahen aus wie die Lumpenkleidage von Heuwögeln, und er redete wirres, unzusammenhängendes Zeug. Mühsam schleppte er sich in die Hütte zurück, bettete des Schön-

leins Sachen in das Lager, auf dem sie geruht hatte, holte sich die Leiter und begann, auf den Boden hinaufzusteigen. Während er sich mit größter Anstrengung von Sprossen zu Sprossen aufwärts zog, löste sich endlich der Krampf seines Lebens. Er begann lautlos zu weinen.

Doben wühlte er sich ins Heu, starrte mit weiten Augen klar und lange ins Finstere, nickte dann bereit und flüsterte zuletzt mit trockenem Mund und rindiger Zunge: „Vorbei! — Gut! — Sterben!“

Wirklich, der Geigenmacher schlief, als sterbe er. Seine Dumpsheit wurde von Stunde zu Stunde tiefer und schwärzer. Das Herz schlug leiser und langsamer. Raum wärmte der Atem die Lippen mehr. Als er einmal erwachte, hatte er die Empfindung, schon acht Tage ohne Speise und Trank unter dem Dach zu liegen und von der Welt vergessen zu sein. Er wollte sich erheben, war aber so schwach, daß er zurücksank und sofort wieder von dem bilderlosen Schlaf weggeschwemmt wurde. Rund um ihn war

ein leises Säusen wie von einer riesigen Turbine. Das erfaßte ihn endlich, wirbelte ihn mit rasender Geschwindigkeit im Kreise und sog ihn kopfüber ein.

Nun hatte Gott den armen Geigenmacher in seinen hundert Mörsern zu Pulver gestoßen. Aber diejenigen, die der Herr verwirft, läßt er als verpfuschte Werkstücke ganz aus seiner Hand fallen. Den Lieblingen führt er nach ihrer Zerstörung wie aus dem Jenseits ein neues, verwandeltes Leben in das innerste Kernhaus ihres Herzens zurück.

Als der Geigenmacher soweit gekommen war, stieg ein Bild vor seinem inneren Auge auf. Er stand als junger Mann am Ende seiner Lehrzeit zum Abschied vor seinem greisen Meister. Der sah ihn lange mit seinen lebensfernen, überklaren Augen an, daß dem Geigenmacher davon die Brust wie einem demütig furchtsamen Schüler zu enge wurde. Dann fuhr ihm der verehrte Greis mit seiner welken Hand gütig durchs Haar und sagte: „Mein Lieber, jetzt bist du endlich so weit,

daß du deine Geigen nicht mehr aus dem Holz, sondern aus deinem Herzen schneiden kannst.“ Dann klopfte er an die Thür, durch die er hereingekommen war. Ein dunkler Schattenmann trat in die abendliche Stube, in der sie standen, und führte ihn lautlos davon, wie der Wind eine Wolke fortträgt.

In diesem Augenblicke war der Geigenmacher gerettet. Er erwachte und fühlte sich vollkommen genesen, und da das Klopfen noch immer andauerte, mit dem der Meister den Schatten seines Davonführers herbeigerufen hatte, erhob sich der Geigenmacher, tastete nach der Luke und stieg vorsichtig in die Stube hinunter.

Dort traf er den alten Förster seines gräflichen Freundes und Gönners, der vor ihm erschrak, weil er wie einer aussah, der von den Toten auferstanden ist. Der Grünrock hatte schon lange, erst gegen das Fenster, dann gegen die Thür gepocht und war dann eingetreten. Mit wenigen kargen Worten rührte er an das Schicksal des Geigenmachers, das er „den Urger mit dem Mädels“ nannte

und überreichte ihm dann den großen Pack Lebensmittel, Wein und Leckereien, die ihm der Graf sandte. Dazu händigte er ihm ein Rärtchen aus, das nur die Frage enthielt: „Wann kommen Sie aus dem Waldhimmel?“

Der Geigenmacher schrieb schnell eine kurze Antwort, dankte herzlich, stellte seinen Besuch im Schloß in Aussicht, bat aber, seine Einsamkeit einige Monate noch nicht zu stören. Denn er sei am Ende seiner Probezeit. Dann trug die Magd des Försters, die alles auf einem Schiebkarren herangefahren hatte, die Vorräte in die Küche und die beiden entfernten sich von dem Geigenmacher, der sie im Walde untertauchen sah, wie die Erscheinung aus einem Leben, das ihm zu einem noch rätselhafteren Schattenspiel wie vorher geworden war, seit er von der kurzen Windbrautsfahrt seiner Liebe durch den Schacht einer tagelangen Nacht wieder auf die Erde gefallen war.

Er lächelte hinter dem verschwundenen Förster her wegen seiner Worte „von dem

Ärger mit dem Mädel“, wie er sein Erlebnis mit dem Schönlein nannte. Als wisse dieses grüne, greise Waldtier das alles genau, was in ihm nur gleich einer aus der Luft gefallenen Phantasie wirklich war, dergestalt, daß er nach der schmerzhaften Rückkehr in sein früheres Dasein nicht einmal den Zugang zu diesen visionären Tagen fand, geschweige alle Phasen dieser himmelsbunten Wirrnis zu enträtseln imstande war, die von Offenbarungen erfüllt schien, die ebenso viele tiefe, kostbare Geheimnisse der Welt und seines Wesens bargen. Seine Gedanken daran verbargen ihm das Wissen und dieses die Bilder der Erinnerung. Ja —, noch die ganze Umwelt, die Bäume, das Haus, der Himmel, das Wasser verriet nichts von den Wundern, in denen sie doch ebenso strahlend geblüht hatten wie sein Herz und sein Geist. Nur seine Nerven bebten in den Tönen, die aus des Schönleins Seele in ihn geströmt waren, sein Körper war erfüllt von dem Wohl laut der Gestalt und der Bewegungen dieses Mädchens, das aus seinem

Traum stammte und auch von dieser Welt war.

Allein er sah sie nicht mehr mit leiblichen Augen, und so schaute er blind in eine Welt, die alles wußte und ihm doch nichts mittheilte als ein Ahnen, das ihn marterte.

Er streifte im Wald umher und suchte die Orte auf, an denen er mit dem Schönlein geweilt hatte; saß an dem Wasser und wartete, daß ihm das Mädchen erscheine: es war umsonst. Er rief nach ihr und niemand als seine Stimme antwortete. Endlich gab er alles Suchen und Ringen nach ihr auf. Er setzte sich auf die Schwelle seiner Hütte und ließ sich ohne Gedanken und ohne jede Gewalttat des Willens in die Tiefe seines Innern sinken, die von ihren und seinen Wundern erfüllt war.

Nachdem er auf diese Weise einen Tag und eine Nacht in Gegenden seines Innern geweilt hatte, die nur Gott kennt, war er ruhig und sicher geworden. Denn es stiegen aus dem Dunkel seiner Tiefe die Umrisse einer Gestalt, die zwar das Schönlein nicht

war, aber all ihre Schönheit, ihren Klang, ihre Kühnheit und Tiefe, ihren Ernst und ihre Süße enthielt. Die Leiden und das Glück seines Lebens hatten sich zur Forderung seiner Kunst verwandelt. „Ich will mir erst ein Abbild ihres Leibes machen, das ihre Stimme und die Stimme unserer himmelhohen und erdentiefen Liebe hat“, sagte er zu sich und begann nach dem Muster ihres schönen Leibes eine Geige zu bauen.

Aber was ihm der Meister im Gesicht verkündet hatte, trat ein, die Geige, die unter seinen Händen wuchs, war nicht ein totes Instrument, sondern ein lebendiges Wesen.

Je klarer und schärfer er ihre Umrisse herausarbeitete, desto beglückter wurde sein Wesen und desto zaghafter und ungenügsamer schafften seine Hände, um alle Wunder aus des Schönleins Seele und ihrem Leibe nachzubilden.

So quälte sich der Geigenmacher Tag und Nacht. Und wenn er eine letzte Unvollkommenheit beseitigt hatte, sah er an deren Stelle zwei neue.

Der Herbst kam. Die Drosselscharen lärmten durch den Wald und der Bach fing an, dürre Blätter davonzutragen.

Der Geigenmacher aber war in einen Zustand geraten, der einer tiefen Krankheit nicht unähnlich war.

Endlich hing die Schönlein-Geige fertig besaitet über seiner Werkbank, und er saß tief in der Nacht davor und betrachtete sie im Scheine der fast heruntergebrannten Kerze.

Seine Augen gingen immer von neuem über das Werk hin. So lange betrachtete er die Geige, daß er es nicht mehr fertigbrachte, sie anzusehen. Denn dieses Instrument, das von dem tieffsten Sturm seines Lebens geboren worden war, erschien ihm nur als eine ungeheuerliche Sammlung dummer Fehler. Er mußte die Augen vor diesem Monstrum schließen. Das entsetzte Herz schlug ihm in den Ohren, seine Lippen bebten vor Ingrimm und Tränen brannten wie Gift gegen die Lider.

Er erhob sich mit tödlicher Entschlossenheit und langte nach der Geige, auf der

offensichtlich nicht der Segen, sondern der Fluch des Schönleins lastete, um sie vor seinen Füßen in Scherben zu schlagen.

Allein sie hing plötzlich so hoch, daß er sich auf die Zehen heben mußte, um sie zu erreichen. Und indem er sich voll Schmerzen zu diesem letzten Gericht über sein Leben und seine Kunst zwang, hörte er es dringend an den Fensterladen pochen. Geheimnisvoll und erschütternd klopfte es, daß er von seinem Beginnen abließ, hinging, die Thür öffnete und unwillig in die Finsternis hinausspähte. „Wer ist da?“ wollte er eben zornig fragen. Da trat aus der Nacht derselbe Schattenmann auf ihn zu, der im Gesicht seinen Meister davongeführt hatte. Der Geigenmacher streckte abwehrend beide Arme gegen den Unheimlichen aus und flüchtete, am ganzen Leibe bebend, in sein Zimmer zurück. Da erkannte er, daß ihn der Meister aus dem Grabe vor der Zerstörung gewarnt hatte, nahm des Schönleins Kleider aus dem Bett und trug sie in das Heu des kleinen Bodenraumes. Dann entkleidete er sich, löschte die Kerze

aus und legte sich auf des Schönleins Ruhe-
statt.

Da lag er still und beglückt wie im Him-
mel, und die Stube füllte sich mehr und mehr
mit einem weißen, gedämpften Schimmer.
Der ging von der Geige aus. Aber der Gei-
genmacher wagte nicht, nach ihr hinzusehen,
und als sie gar in seinem Herzen zu singen
begann, schlief er selig hinüber.

Am anderen Tage ließ er dem Grafen die
Nachricht zukommen, daß er mit dem Werk
zu Ende sei, und meldete seinen Besuch im
Schlosse an, um mit der Geige seinen Dank
in die Hände seines Freundes und Gönners
zu legen.

Jener Künstler, der einst des Meisters
Geige mit der Stimme und der Seele der
Namenlosigkeit entsezt zurückgegeben hatte,
war zu dem Abend geladen, an dem die
Schönlein-Geige die Feuertaufe der großen
Kunst erhalten sollte.

Durch den Grafen, der nach der Art der
überschäumenden Enthusiasten die Vorzüge
des neuen Werkes in alle Himmel erhoben

hatte, war der Spielfkünstler mißtrauisch geworden und versuchte, dem Meister etwas von den Prinzipien zu entlocken, nach denen er das neue Instrument gebaut hatte; aber der Geigenmacher lächelte nur, bewegte den Kopf, als verstehe er die Fragen nicht, machte eine Handbewegung, als deute er auf sein Herz, und antwortete in bescheidenem Stolz, die Geige solle heut abend für sich selber zeugen. Dann verabschiedete er sich von dem Virtuosen mit der einzigen Bitte, die Geige mit so viel Liebe und Hingabe zu spielen, wie er sie gebaut habe. Er begab sich auf sein Zimmer und blieb dort allein, bis das Glockenzeichen zum Beginn des Konzertes durch das Schloß ertönte.

Der Saal war schon verdunkelt, als der Geigenmacher lautlos durch die Portiere hereinschlüpfte und sich neben der Gräfin niederließ.

Der Künstler wollte einige Sonaten von Mozart und zum Schluß die Gioconda von Bach spielen.

Dem Meister zog es das Herz zusammen,

als er seine Geige in der Gewalt des Künstlers sah, wie er sie faßte, heraufhob, unter's Kinn preßte, und einen Augenblick war er versucht, sich auf ihn zu stürzen, sie ihm zu entreißen und damit zu entfliehen. Aber da begann sie zu singen, und er lehnte sich zurück und schloß die Augen. Alles war wie gebannt. Denn schon nach wenigen Tacten erlagen alle einem unbegreiflichen Wunder. Das, was aus dieser Geige drang, waren nicht Schälle, die erst unter der genialen Gewalt der Melodie zu Tönen einer himmlischen Musik wurden und nicht weiter als bis zu den Grenzen reichten, die ihnen der göttliche Meister gesteckt hatte; die Klänge, die aus dieser Geige drangen, das waren selbst Könige, Herrscher, Glorienträger und jubelnde, selige Geister. In ihnen war der selige Schauer der Divinität von Anbeginn und zugleich das Feuer und die Inbrunst der Erde, der Gesang der Dryaden, der Bäume, der Sylphen, der Blumen und der Nymphen, die Wasser klingen lassen, und es war in ihnen auch die Gewalt und Süße

des sinnlichen Menschen in übersinnlichem Maße.

In dieser ungeheuren Verzauberung, die aus dem Ineinandervogen von Himmel und Erde ein unnennbares Paradies schuf, verharrten die Zuhörer in einer außerirdischen Verzückung, und als am Ende des ersten Theiles das Licht aufflammte und alle langsam wie aus einem göttlichen Schlaf erwachten, war der Geigenmacher, auf den sie sich begeistert stürzen wollten, verschwunden.

Wonach er in all den Wochen seiner Arbeit vergeblich gerungen hatte, das Schönlein lebhaftig vor sich zu sehen, ihre Stimme zu hören, sich durch das Spiel ihrer Bewegungen beglücken zu lassen, das war ihm in dieser Stunde in einer solchen Befeligung durch das Spiel des Künstlers geschenkt worden, daß er in der Sehnsucht nach dem lebenden Schönlein lautlos aus dem Zimmer geschlichen war und sofort das Schloß verlassen hatte.

Man suchte ihn in seinem Zimmer. Es war leer. Das Schloß wurde bis in seine

letzten Winkel durchstöbert, der Park mit Laternen abgesucht, Gespanne auf alle Straßen gejagt: Er blieb verschwunden.

Unerkannt irrt er im Lande umher, um sein entlaufenes Schönlein zu finden. Wenn er vor Sehnsucht nicht mehr weiter kann, läßt er sich nieder und baut eine neue Geige. Aber keine erreicht die Schönheit jener ersten Geige, die er als Abbild seines Schönleins gebaut hatte. Er verkauft sie und wandert von dem Erlös weiter.

Zuletzt hat man ihn in einer Mondnacht vor dem Rathaus zu Wernigerode gesehen. Dort lehnte er am Brunnen und lauschte der Musik des Wassers.



Im gleichen Verlage erschien von

HERMANN STEHR

Der Heiligenhof

Roman in 2 Bänden

16. bis 20. Tausend

★

Arnold Zweig: Stehr ist die stärkste dichterische Kraft, die heute in Deutschland am Werke ist, eine erdbestellende, waldvertraute, menschenhörende, eine singende und lehrende, eine seelenbauende Dichterkraft . . . Weder der junge Goethe noch Gottfried Keller hat den Goldglanz über dem Irdischen herrlicher gegeben als Stehr in diesem Buche.

Hugo von Hofmannsthal: Hier ist das abgegriffene Wort zu gebrauchen: „Ich habe, da ich Stehr las, etwas erlebt.“ Und noch ein Wort: Groß, groß, groß. Und noch eins: Ehrfurcht.

★

Sonderprospekte

versendet kostenfrei der

HOREN-VERLAG / BERLIN-GRUNEWALD

Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000560117



I 135170

62